

e-Beiträge zu den Historischen Kulturwissenschaften

**herausgegeben im Auftrag des Historisch-Kulturwissenschaftlichen
Forschungszentrums (HKFZ) Mainz-Trier von Mechthild Dreyer / Claudine Moulin /
Jörg Rogge**

**Band 1: Ergebnisse der Tagung „Wissen und Raumgenese“
(Mainz, 02./03. Oktober 2006)**

**Ergebnisse der Tagung „Wissen und Raumgenese“
(Mainz, 02./03. Oktober 2006)**

herausgegeben im Auftrag des Historisch-Kulturwissenschaftlichen Forschungszentrums
(HKFZ) Mainz-Trier von Mechthild Dreyer / Claudine Moulin / Jörg Rogge

Trier 2008

Inhaltsverzeichnis

EMBACH, Michael / RAPP, Andrea	
Neue Tendenzen der Handschriften- und Bibliotheksforschung – Ergebnisse des Trierer Workshops	4
SCHMID, Wolfgang	
Mittelalterliche Kathedralen als Kommunikations- und Wissensräume	10
DREYER, Mechthild	
Räume des Wissens – integriert oder ausgegrenzt?	16
TODT, Klaus-Peter	
Venedig und Kreta als Räume des Wissens über Byzanz und die orthodoxe Christenheit im 14. und 15. Jahrhundert	24
VOLLET, Matthias / ALTHOFF, Jochen	
„Räume des Wissbaren in der Philosophie der Antike“. Räume des Wissens und des Wissbaren bei Platon und Aristoteles	34

*Neue Tendenzen der Handschriften- und Bibliotheksforschung – Ergebnisse des Trierer
Workshops*

VON MICHAEL EMBACH UND ANDREA RAPP, TRIER

Vorbemerkungen

Am 28. und 29. April 2006 fand unter dem Dach des HKFZ in Trier ein Workshop statt, der unter dem Thema stand: *Rekonstruktion und Erschließung mittelalterlicher Bibliotheken – Neue Formen der Handschriftenerschließung und der Handschriftenpräsentation.*

Die perspektivische Leitlinie, die unausgesprochen hinter diesem Workshop stand, lautete:

„Eine Bibliothek ist ein Mikrokosmos an Raum, der einen Makrokosmos an Wissen in sich birgt“.

Folgt man diesem Ansatz, so ergibt sich als permanente Aufgabe der Handschriften- und Bibliothekswissenschaften hieraus, diesen Makrokosmos an Wissen, der wie ein Geist in der Flasche zwischen engen Regalen, staubigen Buchdeckeln und häufig unzureichenden Katalogen eingeschlossen ist, aus seinen historisch gegebenen Komprimationsformen zu befreien und in seiner ganzen Breite und Fülle zur Darstellung zu bringen.

Der Trierer Workshop hat sich dieser Aufgabe in einer zweifachen Weise gestellt: in einer historischen sowie in einer technologischen. Zur Sprache kamen sowohl Themen der klassischen Buchkunde als auch Belange der neuen Technologien und Medienformen.

Insgesamt wurden während des Workshops 13 Vorträge gehalten. Die Vorträge wurden ergänzt durch Führungen in der Stadtbibliothek Trier sowie in den Bibliotheken von Bernkastel-Kues und Klausen, beide aus dem 15. Jahrhundert stammend und über bedeutende Bestände sowie interessante Bibliotheksräume verfügend.

Historische Sektion

Innerhalb der historischen Sektion wurden drei aktuelle, entweder noch laufende oder kürzlich abgeschlossene Projekte der Erschließung von Handschriften vorgestellt.

Prof. Dr. Eef Overgaauw (Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz) berichtete über die zwei Bände umfassende Neukatalogisierung der Handschriften des Landeshauptarchivs Koblenz. Neben Christina Meckelnborg hat Eef Overgaauw zu diesem Projekt einen der beiden 1998 und 2002 erschienenen Bände beigeleitet. Das Koblenzer

Archiv besitzt umfangreiche Bestände säkularisierter Klöster aus dem moselländischen und mittelrheinischen Raum, darunter solche aus der Kartause und dem Dominikanerkloster in Koblenz, dem Franziskaner- und dem Karmeliterkloster in Boppard sowie dem Kollegiatstift St. Martin und Severus in Münstermaifeld. Herr Overgaauw wies auf die zum Teil in Autographen vorliegenden Predigten des spätmittelalterlichen Karmeliters Heinrich de Montabaur (* 1439) sowie auf die umfangreichen, noch keineswegs adäquat ausgewerteten Handschriften des Dominikaners, Bischofs und päpstlichen Nuntius Heinrich Kalteisen (* 1390-1465) hin. Hier hat die Erschließungsarbeit eine völlig neue Situation im Bereich der historischen Quellenkenntnisse geschaffen.

Archivdirektor Dr. Reiner Nolden (Stadtarchiv Trier) stellte die Neukatalogisierung der Handschriften des Augustiner-Chorherrenstifts Eberhardsklausen (heute Klausen) vor. Von den insgesamt ca. 200 in der Stadtbibliothek Trier liegenden Klausener Handschriften sind über ein DFG-Projekt derzeit 85 Kodizes neu katalogisiert, der Rest von 115 Handschriften harret einer weiteren Förderung durch die DFG.

Im Zusammenhang mit den Ausführungen von Herrn Nolden ist ein zwischenzeitlich neu entstandenes HKFZ-Projekt zu erwähnen. Es wird von Herrn Prof. Andreas Lehnardt (Mainz) betrieben und betrifft die Erfassung hebräischer Einbandfragmente in Inkunabeln der Provenienz Eberhardsklausen. Durch die Auswertung der Fragmente können einige jüdische Texte des MA erstmalig publiziert werden.

In einem zweiten Vortrag, der sich mit Eberhardsklausen beschäftigte, ging Marco Brösch (Universität Trier) der Frage nach, inwieweit der kürzlich restaurierte historische Bibliothekssaal des Chorherrenstifts mit seinem ikonographischen Programm aus dem 15. Jahrhundert zusätzliche Aufschlüsse gewähren könne über die sachliche Aufstellung der Bestände. Spiegelt sich in diesem ikonographischen Programm eine latente Aufstellungssystematik wider?

Das dritte Handschriftenprojekt betraf die Echternacher Handschriften in der Nationalbibliothek Luxemburg. Der zuständige Bearbeiter, Dr. Thomas Falmagne (Luxemburg), konnte mitteilen, dass die Katalogisierung abgeschlossen ist und der Band in den Druck gehen kann (geplanter Erscheinungstermin 2007). Die 2001 in Angriff genommene Katalogisierung begann noch nach dem Modell der Tiefenerschließung und nicht nach den Kurzregeln der DFG. Band 1 wird die Echternacher Bestände bis 1628 umfassen, zwei weitere Bände sollen die Handschriften aus Orval sowie die kleineren und unbestimmbaren

Provenienzen dokumentieren. Auch die Echternacher Fragmente und Einbandmakulaturen werden erstmals zusammenhängend beschrieben. Damit ist das Netz dieses Kataloges über ganz Luxemburg (mit Ausnahme der gesondert beschriebenen Handschriften von Clervaux) ausgeworfen. Hier wird also nicht eine einzige örtliche Sammlung erschlossen, vielmehr alle Handschriften, die im Laufe ihrer Geschichte irgendwann einmal zur Bibliothek von Echternach gehört haben (in Bd. 1 insgesamt 86 Kodizes von 155 nachgewiesenen) – es entsteht eine völlig neue Art von Handschriftenkatalog.

Thematisch übergreifende Beiträge lieferten Frau PD Dr. Silke Diederich (Universität Trier) mit ihrer Projektskizze *Europa in den Bibliotheken: Eine Feldstudie am mittelalterlichen Trier* sowie Herr PD Dr. Frank Fürbeth (Universität Frankfurt a. M.) mit einem Beitrag über Sachordnungen mittelalterlicher Bibliotheken.

Das Forschungsprojekt von Frau Diederich zielt darauf ab, anhand der überlieferten Bibliotheksbestände zu untersuchen, inwiefern die Stadt Trier als ein kulturgeschichtliches Zentrum (und damit als historischer Wissensraum) inmitten Europas ausgewiesen werden könne.

Der Ansatz von Herrn Fürbeth läuft darauf hinaus, die gängige Inventarisierung von Handschriften nach primär formalen Ordnungskriterien (durch das Alphabet der Autoren / Sachtitel) zu ergänzen durch den Einbezug einer inhaltlichen Dimension, jenen der Sachaufstellung vor Ort oder deren Abpiegelung in einem Katalog. Die Materialbasis bietet eine Datenbank, die ca. 900 Buchsammlungen erfasst, von denen ca. 300 Sachordnungen, schwerpunktmäßig aus dem späten Mittelalter und der frühen Neuzeit stammend, erkennen lassen. Damit treten Bibliotheken als integrale Bestandteile einer umfassenden Wissensgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit in den Blick, die Aufschlüsse allgemein kultur-, bildungs- und geistesgeschichtlichen Inhalts gewähren.

Ebenfalls einer übergreifenden Fragestellung gewidmet war der öffentliche Abendvortrag von Prof. Dr. Albert Derolez aus Gent. Der Referent ging der Frage nach, welchen Dienst die Beschreibung von Handschriften im Rahmen einer allgemeinen Buch- und Bibliotheksgeschichte des Mittelalters leisten könne. Dabei plädierte Prof. Derolez dafür, die Handschriftenbeschreibung aus ihrer bloß dienenden Funktion zu befreien und als eigenständige Wissenschaftsdisziplin anzuerkennen. Vom *Procedere* her würde dies bedeuten, dass Beschreibungen nicht mehr synthetisch von einem einzigen Bearbeiter für sämtliche

denkbaren Kategorien einer Handschrift, sondern analytisch von einem Expertenteam, getrennt nach spezifischen Forschungsfeldern, geleistet würden.

Aktuelle Sektion

Im Kontext einer zeitgenössischen und zukunftsweisenden Erschließung von Handschriften beschrieb zunächst Frau Dr. Eva Effertz (früher Kistemann) *Neue Wege der Handschriftendigitalisierung aus der Sicht der DFG*. Die grundlegende Richtung der DFG ist in einem Positionspapier festgeschrieben, das eine Förderung entsprechender Projekte bis ins Jahr 2015 beschreibt. Demnach erwartet die DFG, dass sich Wissensseinrichtungen „zu einem kohärenten Gesamtsystem der digitalen Informationsversorgung“ zusammenschließen. Auch die Erschließung und Nutzung von Handschriften hat die Erfordernisse der Digitalisierung, der Vernetzung und damit der überregionalen Nutzung zu berücksichtigen. Im Endeffekt soll hierdurch die gesamte kulturelle Überlieferung erschlossen, dokumentiert und in digitaler Form zugänglich gemacht werden. Der in Deutschland vorhandene Bestand an Handschriften soll in der Datendatenbank ‚Manuscripta Mediaevalia‘ erfasst und zugänglich gemacht werden.

Das umfassende Ziel der DFG wurde in zwei weiteren (nicht im Berichtsband dokumentierten) Vorträgen aus der Sicht der technischen Anforderungen beleuchtet und konkretisiert.

Martin Liebetruth (SUB Göttingen) legte den Stand der Dinge im Bereich der Digitalisierung von Handschriften dar, während Thorsten Schaßan (HAB Wolfenbüttel) den *TEI/MASTER-Standard für die Erschließung von Handschriften* beschrieb. Sowohl bezüglich der Digitalisierung als auch bezüglich der Erschließung liefert die moderne Technik hoch qualifizierte Möglichkeiten, die für neu geplante Projekte zur Norm erhoben werden sollten.

Erfahrungsberichte in der Nutzung digital gespeicherter Wissensinhalte konnten Frau Dr. Alessandra Sorbello-Staub (BSB München) und Frau Prof. Dr. Bärbel Kramer (Universität Trier) vermitteln. Die BSB München hat im Jahre 2004 das Informationsportal ‚Chronicon‘ geöffnet. Es wendet sich an Geschichtswissenschaftler und ermöglicht den Zugang zu 33 fachlich einschlägigen Katalogen, Datenbanken und Sammlungen digitaler Bestände. Ein vergleichbares Portal ist für den Bereich der Altertumswissenschaften geplant. Die Bibliothek wandelt sich hierdurch zu einer Hybridinstitution, die sowohl konventionelle gedruckte, wie auch virtuell verfügbare, digitale Information bereit hält und vermittelt.

Frau Prof. Bärbel Kramer (Universität Trier) berichtete über die bereits abgeschlossene Digitalisierung einer 637 Objekte umfassenden Sammlung von Papyri der Universität Trier. Die Digitalisierung wurde nach dem Vorbild der amerikanischen Sammlungen von Berkeley, Princeton und Yale sowie durch Förderung der DFG ermöglicht. In Deutschland waren Vorreiter und Beispielgeber die Sammlungen der Universitäten Heidelberg, Köln und Giessen. In Trier wurde die Maßnahme zwischen dem 1. April 2002 und dem 31. März 2005 durchgeführt. Sie umfasste neben der Digitalisierung der Bestände auch deren Katalogisierung sowie weltweite Vernetzung mit den virtuellen Angeboten anderer papyrologischer Institutionen.

Schließlich stellten Frau Dr. Andrea Rapp (Universität Trier) und Prof. Dr. Michael Embach (Trier, Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars) ein in der Vorbereitungsphase befindliches Projekt vor, das auf die virtuelle Rekonstruktion und Volltextdigitalisierung der Handschriften von Kloster Trier-St. Matthias abzielt. Anhand der Bestände soll gezeigt werden, dass Bibliothek und Skriptorium von St. Matthias zentrale bildungspolitische und verwaltungsspezifische Aufgaben im Erzbistum Trier erfüllte und in gewisser Weise als Kanzlei des Erzbischofs betrachtet werden kann.

Gesamtergebnis

Insgesamt zeigte der Trierer Workshop, dass die Beschäftigung mit historischen Bibliotheken und deren Beständen nicht mehr nur auf dem Weg der konventionellen Erschließungsmethoden, etwa durch gedruckte Handschriftenkataloge, vonstatten geht. Vielmehr kommt in einer kategorischen Weise das Erfordernis der Digitalisierung von Daten und deren weltweiter Nutzarmachung im Netz hinzu. Letztendlich wurde klar, dass bei der inhaltlichen Erschließung von Handschriften auch non-skripturale Informationen aus dem Bereich der Bibliotheksarchitektur und Raumikonographie sowie aus der Metaebene von Bibliotheksordnung und Benutzerforschung eine Rolle spielen können. Der konventionelle Ein-Bibliotheken-Katalog kann ebenso überwunden werden (Echternach) wie das herkömmliche Verfahren der Katalogisierung als Ergebnis eines wissenschaftlichen ‚Einzelkämpfertums‘.

Insofern zeigt sich, dass die oben angesprochene ‚Dekomprimierung‘ historischer Wissensinhalte in Bibliotheken durch den Einsatz moderner Technik sowie durch die Heranziehung kooperativer Arbeitsmethoden hervorragende Chancen zur Realisierung

wissensraumspezifischer Inhalte in sich birgt. Der Begriff des ‚Historischen Wissensraumes‘, sowie wie ihn das HKFZ verwendet, erhält hierdurch eine konkrete Absicherung und eine dynamische, gegenwarts- und zukunftsbezogene Stoßrichtung.

Mittelalterliche Kathedralen als Kommunikations- und Wissensräume

VON WOLFGANG SCHMID, TRIER

1248 war der Neubau des gotischen Kölner Domes begonnen worden, bereits 1322 erfolgte die Chorweihe. Einige Ausstattungsstücke von besonderer Prominenz wurden aus dem alten in den neuen Dom übertragen – z. B. der Dreikönigsschrein und das Gerokreuz. Gleichzeitig arbeitete man mit Hochdruck an der Herstellung der neuen Ausstattung, etwa dem Hochaltar, dem Chorgestühl und den Chorschrankenmalereien. Der Platz wurde in den nächsten Jahren schnell knapp, zumal der Dombau kaum noch voran kam. Trotz erheblichen Verlusten gibt es kaum noch eine Ecke, in der sich keine Inschriftenplatte, kein Grabdenkmal, keine Lampe, kein Altar oder kein Heiligenbild befindet. In diesem scheinbaren Chaos sorgte das Domkapitel für Ordnung; es mußte die Interessen verschiedener Benutzer berücksichtigen, mußte dafür Sorge tragen, daß neue Stiftungen die liturgische Nutzung der Kathedrale nicht beeinträchtigten und kontrollieren, daß die Finanzierung bis zum Jüngsten Tag gesichert war.

Der Kölner Dom war zunächst einmal die Kirche eines Metropoliten mit mehreren Suffraganbistümern, wobei die Erzbischöfe in der Stadt Köln freilich nur noch wenig zu sagen hatten. Zum zweiten war der Dom die Kirche des Domkapitels, das sich in dem prachtvoll ausgestatteten Chor zum Stundengebet versammelte. Der Chorbereich ist durch ein Gitter vom Chorumgang abgetrennt. Durch diesen strömten die Pilger zum Dreikönigsschrein. Den Auftakt dieser Pilgeroute bildeten zwei Kapellen mit Kultbildern, mit der Mailänder Madonna und dem Gerokruzifix. Es schlossen sich die Radialkapellen mit den Gräbern der hl. Irmgard und des hl. Engelbert an; den Höhepunkt bildete der Dreikönigsschrein in der Achskapelle. Daneben diente der Dom als Grablege der Erzbischöfe, einiger Domherren und Adeliger, bot aber auch Platz für die Stiftungen der Bürger und Zünfte.

Es geht in unserem Projekt um Kathedralen als Wissensspeicher und als Orte der Kommunikation. Die spannende Frage der Bildung der Kanoniker – Trier und Köln hatten berühmte Domschulen – und der Dombibliotheken will ich dabei ausklammern und mich auf Fragen der Ausstattung und Nutzung von Kathedralen konzentrieren. Eine Kathedrale ist die Kirche eines Erzbischofs, sie ist die wichtigste und in der Regel auch größte und prachtvollste Kirche einer Diözese, die eine Vielzahl liturgischer und religiöser, aber auch politischer und kirchenpolitischer Funktionen erfüllte. An der Kathedrale war ein Klerikerkollegium angesiedelt, das Domkapitel. Von den Angehörigen der Stifte, Benediktinerabteien und

Bettelordensklöster unterschieden sich die Domherren durch ihre gesellschaftliche Exklusivität; sie stammen zumeist aus dem Adel der Region, bilden also in rechtlicher und in sozialer Hinsicht einen Fremdkörper in der Stadt; Konflikte mit den Bürgern waren dadurch vorprogrammiert. Stadt, Stadtherr und Kapitel stritten um Baulasten ebenso wie um die Verfügung über die Reliquien oder die Verteilung der Spenden.

All dies prädestiniert den Kirchentyp der Kathedrale für Untersuchungen zu Wissens- und Kommunikationsräumen. Ihre Multifunktionalität bringt aber auch eine Reihe von Problemen mit sich. Erstens: Wer ist der Absender der Botschaft? Wer war der Autor der Bildprogramme? Wie ist die Machtverteilung zwischen Bischöfen und Domkapiteln? Sind die Domkirchen Plätze prachtvoller bischöflicher Repräsentation im Leben und im Tod oder Orte der Einkehr und des stillen Gebets? Welche Rolle spielten andere Gruppen, die als zahlungskräftige Stifter willkommen waren, aber dafür auch Plätze zur liturgischen Nutzung und zur individuellen Selbstdarstellung beanspruchten? Zum zweiten: Wer war der Empfänger? Die Schnitzereien im Chorgestühl und die Malereien an den Chorschranken konnten nur die Mitglieder des Domkapitels sehen. Welche Rolle spielen Staatsgäste wie Kaiser, Könige, Päpste und die Bischöfe der Nachbardiözesen? Welchen Stellenwert hatten gelehrte Geistliche aus Stadt und Diözese, inwieweit hat man Gruppen wie die Bürger und die Pilger avisiert, die als Stifter und beim Besuch der Seelenmessen durchaus willkommen waren? Wie ernst muß man die Klagen über Passanten und Spaziergänger nehmen, die den Dom als Treffpunkt und Wandelhalle nutzten?

Eng damit verknüpft ist die Frage der Kommunikation: Wer konnte lateinische Grabinschriften lesen, wer konnte Heiligenviten auf Glasfenstern oder Wandmalereien in der nur spärlich belichteten Kirche erkennen? Und schließlich: Was ist Wissen? Es handelt sich um z. T. sehr komplexe Darstellungen der gesamten Heilsgeschichte wie am Portal der Trierer Liebfrauenkirche, um Bilder bzw. Viten der Heiligen und um Historienzyklen, insbesondere Bischofs- und Königsreihen wie etwa an den Chorschranken des Kölner Domes. Hinzu kommen individuelle Memorienstiftungen, namentlich Grabmäler, Altäre, Wandmalereien und Glasfenster, in deren Kontext häufig ein Bild des Verstorbenen eingebracht wurde.

Die skizzierten Fragestellungen sind bisher vor allem für das Spätmittelalter untersucht worden. Für das hohe Mittelalter ist der Forschungsstand dürftiger, hier ist vor allem Köln zu nennen, wo u. a. die Studien von Clemens Kosch einen Brückenschlag von der Bau- und

Ausstattungs-geschichte der romanischen Kirchen zu ihrer liturgischen Nutzung geschlagen haben. Mein Pilotprojekt soll sich auf den Trierer Dom im hohen Mittelalter konzentrieren. Einmal ist die Quellenlage günstig, weil ich für ein anderes Projekt in den letzten Jahren das Archiv des Domkapitels aufarbeiten konnte. Der Forschungsstand einer der ältesten und bedeutendsten romanischen Kirchen Deutschlands ist recht dürftig, und so bildet das Beispiel Trier einen reizvollen Ausgangspunkt, die Trierer Verhältnisse mit denen im Kölner oder im Mainzer Dom zu vergleichen.

Der Legende nach hatte die hl. Helena der Trierer Kirche ihren Palast sowie bedeutende Reliquien wie den hl. Rock und die Sandale des Apostel Andreas geschenkt – die Prominenz der Mutter Konstantin des Großen, des ersten christlichen Kaisers, galt als unwiderlegbarer Beweis für das Alter und den Rang der Trierer Kirche. Die Legende entstand im 9. bis 12. Jahrhundert. Sie bestätigte die Führungsposition der Trierer Kirche auch gegenüber Köln, Mainz und Reims.

An den nach dem Normannensturm von 882 unter Erzbischof Egbert (977-993) notdürftig reparierten Bau fügte Poppo von Babenberg (1016-1047) im 11. Jahrhundert eine Erweiterung nach Westen und einer Doppelturmfassade an; im 12. Jahrhundert begann unter Hillin von Falmagne (1152-1169) der Anbau eines repräsentativen Ostchors. So entstand in Trier wie auch in Köln und Mainz eine doppelchörige Anlage mit zwei Krypten. Um 1235 begann zudem ein Neubau von Liebfrauen, der Annexkirche zum Dom, die mit der Kathedrale in organisatorischer und in liturgischer Hinsicht eine Einheit bildete. Der besondere Anspruch des Domkapitels macht deutlich, daß es sich um die erste gotische Kirche im deutschsprachigen Raum handelt. Weiter wurde um 1245 mit einem Neubau des Kreuzgangs begonnen, der die Nebengebäude des Domes (Refektorium, Kapitelsaal) und Kapellen miteinander verband. Wir haben also eine Doppelkirche vor uns, eine Kathedrale mit Annexkirche, die durch die Liturgie eng miteinander verbunden waren. Der *Liber Ordinarius*, ein Regiehandbuch für die Domliturgie aus dem frühen 14. Jahrhundert, beschreibt den Verlauf der Stationsgottesdienste, bei denen die Reliquien mitgeführt und auf die Altäre gelegt wurden.

Gleichzeitig häufen sich die Hinweise auf die Ausstattung des Domes. Die Erzbischöfe, die zunächst in den vor der Stadt gelegenen Klöstern und Stiften begraben wurden, verlegten ab dem 11. Jahrhundert ihre Nekropole in den Dom. Seit dem 12. Jahrhundert sind monumentale

Bischofsgrabmäler nachweisbar, welche die memoriale Funktion der Kathedrale auch visuell erfahrbar machten. Neben den Grabmälern veränderten Altarstiftungen den Charakter der Kirche: Hatte ein Grabmal vorrangig Aufgaben des Totengedächtnisses zu erfüllen, so verknüpften Altäre diese viel stärker mit der Liturgie. Seit dem 12./13. Jahrhundert setzt eine ganze Serie von Altarstiftungen ein, zunächst durch Erzbischöfe, dann vor allem durch Domherren; auch bürgerliche Stifter sind belegt. Als Begräbnisplatz blieb der Dom jedoch exklusiv den Erzbischöfen vorbehalten, die Domherren fanden ihre letzte Ruhestätte im Domkreuzgang und in Liebfrauen.

Es wären noch die Textilien und die liturgischen Gewänder zu nennen oder die zahlreichen Wachs- und Lichtstiftungen. 1212 stiftete Erzbischof Johann I. testamentarisch 50 Ampeln für ewige Lichter, sieben davon im Trierer Dom. Auch die Gräfin Loretta von Sponheim wurde 1328 als Sühne dafür, daß sie Erzbischof Balduin entführt hatte, zur Stiftung von vier Silberampeln für den Hochaltar im Dom verpflichtet. Eine besondere Bedeutung kommt auch dem Domschatz zu. Ein erstes Inventar von 1238 ermöglicht es, den ursprünglichen Bestand zu erschließen. 1152 wird ein großes, mit Edelsteinen geschmücktes Kreuz erwähnt, das Erzbischof Albero zur Finanzierung einer Fehde seines Edelmetalls beraubt worden war, und 1190 verpfändete Erzbischof Johann I. kostbare Figuren und Platten von der Verkleidung des Hochaltars, um seinen Palliumserwerb zu finanzieren.

Damit sind wir bei dem für unser Projekt zentralen Problemkreis Schatzkunst, Reliquien und Prozessionen angekommen. Zahlreiche Prozessionen fanden im Jahreslauf im Dom und Liebfrauen statt, führten zu den sieben Hauptkirchen der Stadt, bezogen aber auch das Umland ein. Als Beispiel greife ich die seit dem 13. Jahrhundert belegte Wolfsprozession heraus, eine Buß- und Bittprozession, die Schäden und Unwetter verhindern sollte. Nach der Messe zogen die Stiftsherren von St. Paulin in einer Prozession nach St. Simeon. Gemeinsam mit ihnen gingen sie zum Hauptmarkt, wo sie auf das Domkapitel stießen, das sich zuvor im Domchor versammelt hatte. Die drei Kapitel zogen zum Brückentor, von dort aus über die Moselbrücke und in das ca. 14 km entfernte Temmels. An der Prozession nahmen nur die drei Stifte der Stadt teil. Außerdem ist hervorzuheben, daß Reliquien mitgeführt wurden; man zog *mit dem heiltum aus*, um das Land und das Volk zu segnen.

Das für Prozessionen gesagte gilt auch für weltliche Inszenierungen, für feierliche Einritte oder die Letzte Reise eines Erzbischofs. Als 1147 Papst Eugen III. Trier besuchte, wurde er in

der vor der Stadt gelegenen Abtei St. Eucharius/St. Matthias beherbergt. Am ersten Adventssonntag – der Tag war mit Absicht gewählt worden, weil man an ihm der Text des Einzugs Christi in Jerusalem las – wurde er von Klerus und Volk in einer prachtvollen Prozession in den Dom geleitet. Ausführlich beschreibt der Verfasser der *Gesta Alberonis* das Geleit durch den Kölner sowie den Trierer Erzbischof und listet die zahlreichen anwesenden Kirchenfürsten auf. Aus der Fülle der Festlichkeiten hebt Balderich die Prozession am Weihnachtstag hervor, an dem der Papst nach St. Paulin ritt. Anschließend feierte er die Christmette im Dom, der bis auf den letzten Platz gefüllt war. Nachzutragen bleibt, daß Erzbischof Albero für den feierlichen Adventus des Papstes das Neutor mit einem Relief des segnenden Christus und den Stadtpatronen schmücken ließ. Zu ergänzen bleibt weiter, daß Albero für den in Trier gestorbenen Kardinal Ivo und für sich monumentale Grabmäler errichten ließ, die zu den ersten erhaltenen Grabdenkmälern des Mittelalters zählen und die seinen Anspruch auf den Führungsanspruch Triers als *Roma Secunda* betonen. Schließlich sei angemerkt, daß Prozessionen wie feierliche Einritte ihre eigene Choreographie entwickelten, ein festes Ritual, das bis in die Neuzeit immer prachtvoller ausgestaltet wurde. Sowohl beim Einzug eines Erzbischofs als auch auf seiner Letzten Reise spielte der Dom eine zentrale Rolle.

Erzbischof, Dom und Domkapitel waren exklusive Institutionen, aber Stiftungen schufen Verbindungen zu Personengruppen in der Stadt und Prozessionen schlugen Brücken vom Dom zu den Kirchen der Kommune und ihres Umland. Sie zeigten, daß die Stadt unter dem Schutz der Heiligen stand, deren Reliquien man mit sich führte. Sie führten Betrachtern die Angehörigen der einzelnen geistlichen Institutionen und ihre Hierarchie vor Augen. Wie man sich in diesem Prozeß des Wissenstransfers vom Dom in die Stadt und die Rolle der Reliquien vorstellen muß, sei zum Abschluß an einem Beispiel verdeutlicht. Durch die Schenkung der Kaiserin Helena, so die Legende, besaß der Trierer Dom eine Sandale des Apostels Andreas. Erzbischof Egbert beauftragte einen Goldschmied, zwei klassische Gattungen der Schatzkunst miteinander zu verbinden: ein „sprechendes“ Reliquiar und einen Tragaltar. Er fertigte einen rechteckigen Eichenholzkasten an, auf dem ein aus Goldblech getriebenes Bild des Apostelfußes mit edelsteinbesetzten Sandalenriemen befestigt wurde.

Der Andreas-Tragaltar ist ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst der Romanik, bei dem nahezu alle im 10. Jahrhundert bekannten Techniken zur Anwendung kamen. Zudem ist er ein heilsgeschichtliches Kompendium, das Assoziationen zur Bundeslade weckt und das die

Einheit der vier Evangelien in Christus betont. Zudem unterstreicht er die Bedeutung der Trierer Kirche mit ihrem hohen Alter und ihrer Stiftung durch die Kaiserin Helena. Und schließlich hält er den Namen Erzbischofs Egbert fest, dem seine Nachfolger gedenken sollten, wenn sie die Messe an dem Tragaltar feierten.

An den in Form von Löwen gestalteten Füßen und an der Oberseite sind acht Ringe angebracht. An ihnen konnte man den Tragaltar aufhängen oder bei Prozessionen mitführen. Der Andreas-Tragaltar war als Sammelbehältnis konzipiert, das neben der Sohle des Apostels den Hl. Nagel, Teile des Bartes sowie zwei Glieder der Kette des heiligen Petrus bergen sollte. Später kam die Trinkschale der Kaiserin Helena hinzu. Der Andreastragaltar ist ein Schatzbehälter, der es ermöglichte, eine Auswahl hochbedeutender Reliquien aus dem Domschatz bei Prozessionen mitzuführen und an dem die Messe gelesen werden konnte. Es ist ein mobiler Domschatz, der aus der Kathedrale in die Stadt gebracht werden konnte und der eine ganze Reihe von kirchenpolitischen Botschaften, um nicht von Wissen zu sprechen, vermittelte.

Auswahlbibliographie:

- HAVERKAMP, Alfred (Hg.), Information, Kommunikation und Selbstdarstellung in mittelalterlichen Gemeinden. (= Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 40) München 1998.
- KOSCH, Clemens, Kölns Romanische Kirchen. Architektur und Liturgie im Hochmittelalter. (= Große Kunstführer 207) Regensburg 2000.
- KROOS, Renate, Liturgische Quellen zum Kölner Domchor. In: Kölner Domblatt 44-45, 1979-1980, S. 35-202.
- LAUER, Rolf, Bildprogramme des Kölner Domchores vom 13. bis zum 15. Jahrhundert. In: Dombau und Theologie im mittelalterlichen Köln. Festschrift zur 750-Jahrfeier der Grundsteinlegung des Kölner Domes und zum 65. Geburtstag von Joachim Kardinal Meisner. (= Studien zum Kölner Dom 6) Köln 1998, S. 185-232.
- REUDENBACH, Bruno/TOUSSAINT, Gia (Hg.): Reliquiare im Mittelalter. (= Hamburger Forschungen zur Kunstgeschichte 5) Berlin 2005.
- RONIG, Franz, Was der Liber Ordinarius des Trierer Domes über die Einbeziehung der Kunstwerke in die Liturgie aussagt. In: Franz KOHLSCHNEIDER/Peter WÜNSCHE (Hg.), Heiliger Raum. Architektur, Kunst und Liturgie in mittelalterlichen Kathedralen und Stiftskirchen. (= Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen 82) Münster 1998, S. 100-116.
-
-

Räume des Wissens – integriert oder ausgegrenzt?

VON MECHTHILD DREYER, MAINZ

I

Wer heute über Wissenschaft redet oder schreibt und zugleich die gängigen Klischees bedienen möchte, der illustriert seine Gedanken in der Regel nicht mit der Beschreibung eines nüchternen Labors oder mit der eines überfüllten Hörsaals, er führt weder die enge Gelehrtenstube an noch die staubige Bibliothek. Er bedient sich vielmehr der Symbolik des Elfenbeinturms: Wissenschaft lebt im Elfenbeinturm.

Für Charles Augustin Sainte-Beuve der diesen Begriff oder – genauer – seine französische Variante, *la tour d'ivoire*, in Umlauf brachte, war der Elfenbeinturm als Symbol sittlicher Reinheit und selbst gewählter Isolation etwas durchaus Positives. Er stand für die Position des Schriftstellers, die Distanz hält und gewährt. Diese positive Konnotation ist schon seit langem in ihr Gegenteil verkehrt worden. Heute repräsentiert der Elfenbeinturm Weltfremdheit, Nutzlosigkeit sowie selbst gesetzte Ausgrenzung. Wer Wissenschaft im Elfenbeinturm verortet, will damit sagen, dass sie für die Gesellschaft keinen Nutzen erbringt, dass ihre einzelwissenschaftlichen Forschungen von solcher Weltfremdheit sind, dass der normale, der gesunde Menschenverstand sie nicht versteht geschweige denn nachvollziehen kann. Berufsangebote für Absolventen der deutschen Hochschulen werben daher gerne mit Sprüchen wie diesen: "Wege aus dem Elfenbeinturm", "Vom Elfenbeinturm zum Dienstleister" oder gar "Vom Elfenbeinturm ins Haifischbecken", wie dies eine deutsche Universität für eine Präsentation von Existenzgründungen durch ehemalige Doktoranden der Sozial- und Geisteswissenschaften vor nicht allzu langer Zeit getan hat.

Inzwischen aber ist der Elfenbeinturm durch eine neue Unterkunft für die Wissenschaft abgelöst worden, von der wir alle wissen, dass hier allein die exzellente Wissenschaft zu Hause ist: den Leuchtturm. Die Exzellenzinitiative hat ihn uns beschert. Wieder hat man die Wissenschaft in den Turm gesteckt, aber jetzt in den Turm des Dienstleisters. Draußen, nahe der gefährlichen See, weithin sichtbar in den Leuchtfarben von Rot und Weiß, steht der Leuchtturm und weist jedem den rechten Weg, bei Tag und bei Nacht und bei jedem Wetter.

Gleichgültig ob Elfenbeinturm und damit selbst gewählte gesellschaftliche Isolation oder Leuchtturm und Nutzenorientiertheit, in beiden Fällen indiziert die Turmsymbolik zunächst

einmal, dass Wissenschaft mit Räumlichkeit konnotiert wird und zwar mit einer Räumlichkeit, die durchaus singulären Charakter hat. Ein Turm ist eben kein Reihenhaus und erst recht kein Apartment im Plattenbau. Ein Turm ist, allein schon aufgrund seiner architektonischen Gestalt, eine ausgesonderte und zudem eine singuläre Räumlichkeit. Mag man sich den Elfenbeinturm noch in einem Häusermeer vorstellen können, im Fall des Leuchtturms ist das nicht möglich. Er steht fernab der Zivilisation, an einer Spitze des Festlandes oder der Insel, nahe am Meer. Die Turmsymbolik hebt aber nicht nur den singulären Charakter von Wissenschaft und ihr Ausgesondert-Sein hervor. Sie zeigt auch an, dass Wissenschaft etwas mit einem Oberhalb, mit Höhe zu tun hat. Wissenschaft ist nicht im Parterre angesiedelt, mit Blick auf die Erde, sondern in einem Gebäude, das allein schon wegen seiner Höhe alle anderen überragt und den freien Blick über alle Häuser bis in die Wolken gewährt.

Dass Wissenschaft ausgesondert oder abgegrenzt ist, zugleich vielleicht gerade deshalb den Überblick hat, weil sie aus der Alltagswelt herausragt, dieses Verständnis ist nicht nur das einer Außenperspektive. Die folgenden Überlegungen sollen anhand ausgewählter Beispiele zeigen, dass diese Einschätzung seit den antiken Anfängen von Philosophie und Wissenschaft bis in das Mittelalter als ihrer zweiten Geburtsstunde auch zum Selbstverständnis der Wissenschaft gehört.

II

Schon früh werden in der griechischen Philosophie Wissensformen unterschieden und ihnen verschiedene Qualitäten zugeordnet. Das alltägliche Wissen wird vom weisheitlichen Wissen abgegrenzt und diesem allein wird höchste Geltung und Wahrheit zugesprochen. Zugleich wird schon früh in der griechischen Philosophie der Gedanke ausgebildet, dass diese Formen speziellen Räumen zuzuweisen sind. Der Philosoph Parmenides verortet bereits im 5. vorchristlichen Jahrhundert das weisheitliche Wissen im Bereich des Göttlichen, einem Raum, der jenseits der alltäglichen Welt liegt. Der Weg zu ihm wird nur von wenigen begangen. Und nur wer in dieses Jenseits gelangt, kann dieser Form weisheitlichen Wissens teilhaftig werden.

Die platonisch-neuplatonische Philosophie entwickelt diese Gedanken weiter: Das, was einzig wahrhaft und daher Ziel aller (wissenschaftlichen) Erkenntnis- und Wissensbemühung ist, wird in einem Jenseits der sinnlich-wahrnehmbaren Wirklichkeit verortet, das zugleich als ein Oberhalb gedeutet wird. Dem Wahren und Erkennbaren ist infolgedessen ebenso ein Raum

zugeordnet wie dem nur Scheinbaren und der sinnlichen Wahrnehmung Zugänglichen. Ebenso ist auch der Erkenntnisprozess mit Raumvorstellungen verbunden, insofern er nämlich als Aufstieg über eine Reihe von Stufen gedeutet wird.

Eine weitere Prägung erfolgt in der christlichen Spätantike durch Augustinus. In seiner Lehre von der Erinnerung (*memoria*) wendet er die platonische Sicht gleichsam ins Subjekt zurück. Die Erinnerung wird zum Innenraum, in den das erkennende, sich erinnernde Subjekt in Form der Einkehr in sich selbst hinabsteigt. Die erworbenen Wissensbestände, vor allem aber die bleibenden Reste nicht einmal mehr inhaltlich gefüllten Wissens, die einer höheren Sphäre entstammen und den Menschen somit dauernd mit Gott verbinden, lagern hier als die Schätze, die es in Theorie und Praxis als Vollzug der Erinnerung hervorzuholen gilt. In platonischer Tradition bedeutet dies dann auch die aufsteigende Rückkehr des erkennenden Menschen zum Ursprung von Schönheit und Wahrheit.

Mit dem Gedanken des Aufstiegs zum wahren Wissen ist außerdem bereits in der Antike die Vorstellung eines geordneten und gestuften Bildungsganges verbunden, der zugleich als Selektionsverfahren ausgestaltet ist. An dessen Ende gelangen die Wenigen, die aufgrund ihrer Begabung einen solchen Bildungsgang erfolgreich absolvieren, in einen Separatraum exklusiven höchsten Wissens. Ihr hervorgehobener Status als Personen, die über das höchste dem Menschen erreichbare Wissen verfügen, erlaubt ihnen, allen anderen Menschen Wissen zuteilen zu können.

Mit der Zuweisung von speziellen Räumen für bestimmte Wissensformen geht also zugleich die Auszeichnung der Personen einher, die solches Wissen erwerben können. Ausgezeichnetes Wissen ist zudem solches, das nur von wenigen und dies nach langer Übung erworben werden kann. Eine weitere Differenzierung tritt hinzu. Bereits bei Platon – näherhin in der *Politeia* – wächst dem räumlichen Verständnis von Wissen und Wissenschaft, einschließlich des Aufstiegsgedankens, zugleich eine soziale Dimension zu: Der räumlichen Hierarchisierung des Wissens und des Zugangs zu ihm korrespondiert zunächst eine Abstufung der menschlichen Seelenteile, die wiederum auf die 'Stände' der sozialen Ordnung abgebildet wird. Während bei Platon selbst sehr deutlich wird, dass der Aufstieg zum philosophisch-weisheitlichen Wissen die gegenläufige Bewegung der Rückkehr in die soziale und politische Verantwortung des Wissenden, idealerweise in Gestalt des Philosophen-Königs, impliziert, kann unter anderen Umständen auch die weltflüchtige Seite des

Platonischen Verständnisses akzentuiert werden. So stellt der spätantike Politiker und Philosoph Boethius den Aufstieg zum eigentlichen, den meisten Menschen verborgenen metaphysischen Wissen der Verstrickung in die politischen Händel entgegen.

Die Unterscheidung von Wissensformen, die Auszeichnung einzelner Formen, die Ausdifferenzierung von Personenkreisen im Hinblick auf Erwerb und Vermittlung der Wissensformen sowie die Ausbildung von sozialen Differenzen führen nicht nur zur Ausprägung von Wissensräumen. Die Wissensräume erfahren auch insofern eine Qualifizierung, als zwischen einem Wissen unterschieden wird, das allen zugänglich, und einem Wissen, das nur wenigen vorbehalten ist.

Begegnen solche Überlegungen in Antike und Spätantike zunächst dort, wo es um das weisheitliche Wissen der platonisch-neuplatonistischen Philosophie geht, so werden sie ab der Spätantike und dann auch im Mittelalter für eine platonisch orientierte (christliche) Theologie fruchtbar gemacht. Der bereits erwähnte Philosoph Boethius, von dem uns auch einige Texte zur Gotteslehre und ihrer philosophisch-wissenschaftlichen Explikation erhalten sind, will in seiner Schrift *De trinitate* dem Adressaten des Traktates einen komplizierten Sachverhalt aus der Trinitätslehre erklären. In den einleitenden Bemerkungen seiner Schrift entwickelt er ein Szenarium, demzufolge auf der einen Seite die immer schwankende öffentliche Meinung und das Geschrei des Pöbels steht, Menschen, die entweder intellektuell träge oder moralisch korrupt sind. Auf der anderen Seite sieht er sich und den Adressaten seines Textes stehen, die sich in ihrem Nachdenken über trinitätstheologische Themen mit etwas Göttlichem befassen, mit einem Thema, das aus dem Kernbereich der Philosophie stammt. Um die Würde dieses Gegenstandes nicht zu gefährden, um ihn vor den Unwürdigen zu schützen, will er zum einen seine Überlegungen knapp halten und sich zum anderen nicht allgemein bekannter Begriffe bedienen, so dass die übrigen Menschen mit ihrer begrenzten Verstandeseinsicht diesen Gegenstand nicht erfassen können.

Ähnliche Überlegungen findet man auch in *De hebdomadibus*, einem anderen theologisch-metaphysischen Traktat des Boethius. Auch hier geht es darum, dem Adressaten seines Textes einen theologischen bzw. metaphysischen Sachverhalt zu erklären. Und wieder will Boethius seine Überlegungen zu dieser Fragestellung all jenen vorenthalten, denen aufgrund von Mutwilligkeit und Frechheit die Würde fehlt, mit ihnen bekannt gemacht zu werden. Gewährleistet sieht er den Schutz seiner Gedanken wiederum dadurch, dass er seiner

Darstellung eine besondere Kürze verleiht und seine Argumentation mit den Mitteln einer Methode entwickelt, die aus der Mathematik stammt und also der Metaphysik bzw. Theologik ursprünglich fremd ist. Diese Vorgehensweise bewirke – so Boethius – eine Dunkelheit, die einerseits zuverlässiger Schutz des arcanum ist, andererseits denen den Zugang zu den verborgenen Ergebnissen der Spekulation eröffnet, die ihrer würdig sind.

Im 12. Jahrhundert kehren diese und ähnliche Gedanken in der so genannten Schule von Chartres und in ihrem Umkreis wieder, bei Gelehrten, die sich in vielen Theoriestücken am Denken des Boethius orientieren. Nur kurz skizziert seien die Überlegungen zur Gesamtheit der Wissenschaften, die Gilbert von Poitiers (1080-1154) entwickelt hat. Gilbert gehört zu den anregendsten Denkern des 12. Jahrhunderts. Er war Kanzler und Leiter der Domschule von Chartres sowie späterer Bischof von Poitiers. In einem seiner Boethius-Kommentare entfaltet er seine Vorstellung von einem hierarchisch geordneten Bildungs- und Ausbildungsgang, dessen Ziel der Erwerb von Wissen, insbesondere von wissenschaftlichem Wissen ist. Dieser Erwerb ist an zwei Gegebenheiten gekoppelt. Zum einen bedarf es spezifischer Begabungen, die nach Gilbert nur bei einer Minderzahl von Personen überhaupt gegeben sind. Zum anderen müssen diese Menschen durch Personen, die bereits Träger des höchsten Wissens sind, zu dem ihnen jeweils gemäßen Wissen zugelassen und auch hingeführt werden. Dies ist nach Gilbert die Aufgabe der philosophi, die als Liebhaber der Weisheit (*amatores sapientiae*) in das gesamte dem Menschen mögliche Wissen eingeweiht sind. In dem von Gilbert vorgestellten hierarchisch geordneten Bildungsgang wird ein Teil der Personen, die zum Erwerb von größeren Wissensbeständen geeignet sind, bis zu einem Wissen geführt, das dazu ausreicht, wissenschaftliche Dienstleistungen zu erbringen. Der andere Teil wird – so Gilbert – weiter ausgebildet; er lernt den 'Weg der Beweisgründe' (die beweisende Methode) kennen. Die meisten Personen dieser Gruppe kommen nur bis dahin, dass ihnen die Inhalte der Naturphilosophie und damit ein Abbild der Wahrheit vertraut sind. Einige erwerben das Wissen der Mathematik. Ganz wenige Menschen aber, die über eine besondere Geistesschärfe verfügen und denen es um die Erkenntnis der Wahrheit selbst geht, werden von den Philosophen in das Geheimnis der Weisheit eingeführt. Gilbert bezeichnet dieses Geheimnis als einen Zufluchtsort jenseits vom allgemein zugänglichen Weg der Beweisgründe. Es sei der Ort spekulativer Wissenschaften, an dem der Zugang zu den Grundsätzen der Physik, Mathematik und Theologik/Metaphysik eröffnet wird. Diese Gründe und obersten Prinzipien der spekulativen Wissenschaften unterscheiden sich von anderen Beweisgründen in doppelter Weise. Zum einen werden sie mit Hilfe des Intellekts, und damit

intuitiv erkannt. (Eben deshalb sind sie selbst des Beweises weder fähig noch bedürftig.) Zum anderen entziehen sie sich der sprachlich-diskursiven Vermittlung. Beide Eigenschaften sind Grund dafür, dass diese Inhalte nur wenigen Menschen bekannt sind. Dies gilt in besonderem Maß von den Grundsätzen der Theologie bzw. Metaphysik als der höchsten Wissenschaft. Da es sich bei den Axiomen um die Basissätze der Wissenschaften handelt, aus denen alle ihre übrigen Inhalte abgeleitet werden, und da die spekulativen Disziplinen für Gilbert die obersten aller Wissenschaften sind, bedeutet der Zugang zu den Prinzipien der Theologie zugleich die Kenntnis der Wahrheit selbst.

III

Diese sehr skizzenhaft wiedergegebenen Überlegungen zum Selbstverständnis antiker und mittelalterlicher Philosophie und Wissenschaft scheinen mir Folgendes recht deutlich zu machen:

1. Zum Selbstverständnis von Philosophie und Wissenschaft gehört es, sich von der Alltagswelt und dem Alltagswissen abzugrenzen.
2. Mit dieser Abgrenzung kann zugleich eine Hierarchisierung der Wissensbestände einhergehen, dergestalt dass es innerhalb des Gesamtbereiches von Wissen mindestens einen Wissensraum gibt, dessen Inhalte den höchstmöglichen Geltungs- und Wahrheitsanspruch aufweisen.
3. Den Inhalten des obersten bzw. äußersten Wissensraumes wird zudem dadurch eine besondere Qualität gegeben, dass man ihre Erkenntnis als besonders schwierig bezeichnet und sie zugleich einem ausgewählten Personenkreis vorbehält, der über entsprechende Begabungen zu eben dieser Erkenntnis verfügt.
4. Zugang zum Gesamtbereich wissenschaftlichen Wissens können nur Eingeweihte eröffnen. Sie sind zugleich diejenigen, welche die Grenze bzw. die Grenzen innerhalb des Bereiches festlegen und die so festgelegten Wissensfelder bestimmten Personengruppen zuordnen können. Die umfassend Wissenden allein vermögen durch alle Wissensgebiete zu führen und damit auch Zugang zu dem Gebiet zu verschaffen, was als äußerstes Wissensgebiet ausgezeichnet und zugleich ihr ureignes Wissensfeld ist. Sie befinden auch darüber, wer zu diesem Wissensraum zugelassen wird.

An diese Überlegungen schließen zwei Hypothesen an:

1. Gerade für die Wissenschaftsentwicklung im lateinischen Mittelalter sprechen viele Indizien dafür, dass die in dieser Epoche sich vollziehende zweite Verwissenschaftlichung

von Wissen und die damit einhergehende Professionalisierung derer, die mit dem Erwerb und der Vermittlung von wissenschaftlichem Wissen befasst sind, durch solche Überlegungen zur Aus- oder Abgrenzung der Wissenschaft von anderen Lebensbereichen mitveranlasst und theoretisch gestützt werden.

Dass jedoch diese Selbstab- bzw. -ausgrenzung von Philosophie und Wissenschaft sehr schnell an ihre wissenschaftspolitische Grenzen stoßen kann, macht spätestens das 13. Jahrhundert deutlich. An den Universitäten von Paris und Oxford, die institutionell mit der Kirche verbunden sind und deshalb kirchlicher Regulierung unterliegen, werden im Zuge der Aristoteles-Rezeption mehrfach die Schriften des griechischen Philosophen für den akademischen Unterricht verboten, die mit der kirchlichen Lehre nicht vereinbar zu sein scheinen. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts folgen Verbote theologischer Lehrsätze, in denen man den Widerschein einer mit dem christlichen Glauben nicht übereinstimmenden Position des Aristoteles zu finden glaubt.

2. Das in den bisherigen Überlegungen entwickelte antik-mittelalterliche Modell der Selbstabgrenzung bzw. -ausgrenzung von Wissen, insbesondere von theologischem und philosophischem Wissen, d.h. von Wissen mit universalem Geltungsanspruch, speist sich wesentlich aus der philosophisch-theologischen Überzeugung, dass Wissen und Wissenschaft ihrem Wesen nach selbstzweckhaft sind. So ist es nicht verwunderlich, dass Modelle der Integration von Wissenschaften in die Gesellschaft bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der Abgrenzung der Wissenschaft sich in dem Maße entwickeln, in dem diese Grundüberzeugung in Frage gestellt wird.

Diesem spannungsvollen Verhältnis zwischen Selbstzweckhaftigkeit und äußeren Ansprüchen verdankt sich in gewisser Weise auch schon die universitäre Institutionalisierung des Wissens – einschließlich der soeben erwähnten kirchlichen Limitierungs- und Regulierungsversuche. Wie eine Balance von Ausgrenzung und Integration möglich ist, zeigt für eine spätere Zeit paradigmatisch die utopische Erzählung *New Atlantis* (1627) des britischen Politikers und Wissenschaftsgelehrten Francis Bacon. Er beschreibt in einem Werk einen in jeder Hinsicht prosperierenden Inselstaat, dessen Bewohner ihr Glück, ihren Lebensstandard, ihre Gesundheit, den Segnungen von Wissenschaft und Technik verdanken. Ausdrücklich votiert Bacon für eine institutionelle Unabhängigkeit der Wissenschaft samt ihren verschiedenen Einrichtungen, sowohl hinsichtlich ihrer Arbeitsweise als auch hinsichtlich ihrer Inhalte, die von Aufsicht und Kontrolle weitgehend freigestellt sind. Staat und Religion bzw. staatliche

und kirchliche Institutionen bestimmen nur die Gesamtziele, auf die sich die wissenschaftlichen Erkenntnisbemühungen ausrichten.

Wissenschaft als methodische geleitete Tätigkeit der Wissensproduktion, der Wissensbewahrung und der Wissensweitergabe ist – so wird man abschließend festhalten können – um der Erfüllung ihrer Aufgaben willen auf Separaträume angewiesen. Separaträume gehören zu den wichtigen Ermöglichungsbedingungen wissenschaftlichen Arbeitens. Die Ausgegrenztheit von Wissenschaft bedeutet jedoch nicht notwendig ein Widerspruch zur Integration dieses Wissensraumes, insofern eine Gesellschaft, die sich Wissenschaft leistet, ihr diesen Freiraum einerseits geben, andererseits ihn in ihre Ganzheit einbinden und an sie rückbinden kann.

*Venedig und Kreta als Räume des Wissens
über Byzanz und die orthodoxe Christenheit im 14. und 15. Jahrhundert*

VON KLAUS-PETER TODT, MAINZ

Die Nachricht von der osmanischen Eroberung Konstantinopels (29. Mai 1453) gelangte über Candia (heute Herakleion), die Hauptstadt des venezianischen Kreta, am 29. Juni 1453 nach Venedig. Durch Schreiben vom 30. Juni 1453 informierte der venezianische Senat zunächst Papst Nikolaus V. (1447-1455), König Alfons I. von Neapel und Sizilien (1442-1458), dann Kaiser Friedrich III. (1440-1493) und die übrigen Herrscher Europas über das Ereignis (PERTUSI 1976/I, 18-27; TODT 2005). In Candia auf Kreta verfaßte der aus Konstantinopel entkommene Kardinal Isidor von Kiew (ca. 1400-1463) mit Hilfe des venezianischen Notars Pasio di Bertipaglia zwischen dem 6. und dem 26. Juli 1453 eine ganze Serie von Briefen an Papst Nikolaus V., Kardinal Bessarion (1403-1472), Kardinal Domenico Capranica (1400-1458), die gesamte Christenheit, den Dogen Francesco Foscari (Amtszeit 1423-1457) und Cosimo de Medici (1389-1464), in denen er ausführlich über die Belagerung und Eroberung der Kaiserstadt am Bosphorus berichtete (PERTUSI 1976/II, 52-107 und PERTUSI 1983, 11-21). Diese Vorgänge sind signifikant für die große Bedeutung, die Candia auf Kreta und Venedig bei der Vermittlung von Informationen über das byzantinische Kaiserreich und über die orthodoxe Christenheit Südosteuropas und der Levante im späten Mittelalter für das Abendland besaßen. Auch die Nachricht von der Eroberung Trapezunts, der Hauptstadt des letzten griechischen Kaiserreiches der Großkomnenen (1204-1461), durch Sultan Mehmed II. (1451-1481) im August 1461 gelangte über Venedig zur Kenntnis des übrigen Abendlandes (PRINZING 2000).

Es ist deshalb von besonderem Interesse, sich gerade mit dem Zeitraum 1324-1453 bzw. 1461 zu beschäftigen, da diese drei Daten wichtige Wendepunkte im Verhältnis zwischen Byzanz und Venedig darstellen. Der im Oktober 1324 von Kaiser Andronikos II. Palaiologos bestätigte Frieden mit Venedig (DÖLGER 1960, Nr. 2515) markierte sowohl für Byzanz als auch für die Serenissima das definitive Ende einer vorwiegend von militärischen Auseinandersetzungen und politischer Konfrontation geprägten Epoche, die am 12. März 1171 mit der von Kaiser Manuel I. Komnenos (1143-1180) befohlenen Verhaftung aller Venezianer im byzantinischen Reich einsetzte und mit der Einnahme und Plünderung Konstantinopels durch Kreuzfahrer und Venezianer am 12. April 1204 ihren traurigen Höhepunkt erreichte (NICOL 1988, 96-147; NECKER 1999; LILIE 2004, 120-175). Das 1204 erworbene Kreta konnten die Venezianer erst in den Jahren 1207-1209 unterwerfen,

doch kam es auf der Insel zwischen 1211/1212 und 1367 zu häufigen Aufständen der griechischen Aristokratie und Bevölkerung gegen die venezianische Obrigkeit und die venezianischen Feudalherren (SARNATARO 1996; Venezia e Creta 1998). Auch das Verhältnis zwischen dem byzantinischen Exilkaisertum in Nikaia, dem 1261 die Rückeroberung Konstantinopels gelang, sowie den beiden ersten Palaiologenkaisern Michael VIII. (1259-1282) und Andronikos II. (1282-1328) und der Serenissima war verständlicherweise stark gespannt, denn erst 1310 stellte Venedig seine Unterstützung für alle Bemühungen ein, das 1261 untergegangene Lateinische Kaiserreich zu restaurieren (NICOL 1988, 151-227).

Nach 1310 war Venedig in steigendem Maße daran interessiert, auch Byzanz in ein Bündnissystem zur Bekämpfung der katalanischen und türkischen Piraterie in der Ägäis einzubeziehen bzw. Byzanz als Bündnispartner gegen die alte Rivalin Genua zu gewinnen, mit der in den Jahren 1349-1355 und 1376-1381 zwei schwere Kriege ausgefochten werden mußten. Die Serenissima gewährte den byzantinischen Kaisern seit der Regierungszeit Johannes' V. Palaiologos (1341-1391) Unterstützung bei ihren Reisen ins Abendland und bei der Verteidigung ihrer seit ca. 1370 ständig von den Türken bedrohten Hauptstadt sowie der übrigen noch zum Reich gehörenden Städte und Territorien. Sie nahm byzantinische Inseln und Städte unter ihre Schutzherrschaft, wenn der Kaiser nicht mehr imstande war, diese gegen die Osmanen zu verteidigen, z. B. 1423 Thessalonike. 1453 beteiligten sich die in Konstantinopel lebenden Venezianer und die Besatzungen der in den Häfen der Kaiserstadt liegenden venezianischen Schiffe mit großer Tapferkeit an der Verteidigung der von Heer und Flotte Mehmeds II. mit starker zahlenmäßiger Überlegenheit belagerten Stadt. Der Bericht des venezianischen Augenzeugen und Schiffsarztes Niccolò Barbaro ist die zuverlässigste Quelle für den erbitterten Kampf um Konstantinopel. Aber der Doge Francesco Foscari (Amtszeit 1423-1457) und der venezianische Senat beschlossen fatalerweise erst im März und April 1453, eine Flotte zum Entsatz Konstantinopels auszurüsten, die unter dem Kommando des *capitaneus generalis* Jacopo Loredan am 7. Mai Venedig verließ. Als sie am 5. Juni 1453 die Insel Chios erreichte, war Konstantinopel bereits gefallen, so daß Loredan sich unverzüglich nach Negroponte (Chalkis) zurückzog, um dort weitere Anordnungen der venezianischen Behörden abzuwarten (NICOL 1988, 246-407). Die Errichtung der Festung Rumeli Hisar von März-August 1452 und die Einnahme Trapezunts durch Mehmed II. im August 1461 leiteten die Vertreibung der italienischen Seerepubliken aus dem Schwarzen Meer ein (INALCIK 1978).

Das im Zeitraum 1324-1453 eher von Kooperation als von Konfrontation geprägte Verhältnis zwischen Byzanz und Venedig hat auch in der Literatur der Epoche, die in Venedig, auf Kreta und im übrigen von Venedig politisch beherrschten Teil Griechenlands verfaßt wurde, ein breites Echo gefunden. Deren Sichtung und Auswertung soll im Mittelpunkt des im folgenden beschriebenen Projekts stehen. Es handelt sich hierbei um von venezianischen und griechischen Autoren verfaßte Chroniken und Geschichtswerke, Schriften über die Planung und Durchführung von Kreuzzügen, Briefe und Traktate sowie theologische Streitschriften, abgefaßt in Latein, venezianischem Italienisch und Griechisch. Während sich in den z. T. noch unedierten Werken der venezianischen Chronisten und Geschichtsschreiber sowie in der mehr und mehr vom Humanismus der Frührenaissance geprägten Literatur der Epoche (Briefe, Dichtungen, Traktate) eine Fülle von noch nicht systematisch gesammelten und ausgewerteten Informationen über Byzanz, das Kaiserreich Trapezunt und die orthodoxe Christenheit in Südosteuropa finden lassen, die geeignet sind, unser Wissen über die Vorgänge im Zeitraum 1324-1453 zu vermehren und zu vertiefen (THIRIET 1954), handelt es sich bei den Texten in griechischer Sprache meist um theologische Streitschriften, in denen sich zunächst die Auseinandersetzung zwischen lateinischer und griechischer Kirche in den von Venedig beherrschten Gebieten widerspiegelt, die vor 1204 zum byzantinischen Reich gehört hatten (Euboia/Negroponte, von venezianischen Feudalherren beherrschte Inseln in der Ägäis wie z. B. Naxos, Kreta, Koron und Modon auf der Peloponnes, Ionische Inseln). Seit Ende des 14. Jahrhunderts sind diese von der Wissenschaft wenig beachtet und in der Regel nur in veralteten Ausgaben greifbaren oder noch unedierten Texte aber auch Zeugnisse für ein heftiges innergriechisches Ringen zwischen Befürwortern und Gegner einer Wiedervereinigung der griechisch-orthodoxen mit der römisch-katholischen Kirche in den von Venedig beherrschten Inseln und Hafenstädten, besonders auf Kreta. Schon im Hinblick auf den inneren Frieden auf Kreta und in seinen übrigen ägäischen Besitzungen hatte Venedig an einer Wiedervereinigung der Kirchen ein vitales Interesse. Deshalb gewährte die venezianische Obrigkeit den griechischen Befürwortern und Verteidigern der 1438/1439 auf dem Konzil von Florenz proklamierten Union der griechischen mit der lateinischen Kirche wie z. B. Johannes Plusiadenos, dem späteren Bischof Joseph von Methone (ca. 1429-1500), auch zeitweise tatkräftige Unterstützung. Angesichts der ständigen osmanischen Bedrohung mußte es Venedig allerdings schließlich hinnehmen, daß sich die praktische Umsetzung der Union von 1439 selbst in seinem eigenen Herrschaftsgebiet nicht gegen den erbitterten Widerstand der Mehrheit des griechisch-orthodoxen Klerus, der Mönche und der Gläubigen erzwingen ließ, da Druck auf die griechischen Unionsgegner diese zwangsläufig zu

Sympathisanten und schließlich sogar zu aktiven Unterstützern der Osmanen werden ließ. Die Osmanen machten sich ihrerseits die innerchristliche Spaltung zunutze, indem sie sich als Protektoren der von der venezianischen Obrigkeit und der römisch-katholischen Hierarchie unterdrückten orthodoxen Griechen gebärdeten und in den von ihnen eroberten Gebieten sofort griechische Metropolen und Bischöfe einsetzten, die dem von den Sultanen seit 1453 bestimmten und kontrollierten ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel unterstanden (BECK 1959, 733-737, 740-741, 742-744, 749-751 und 767-772; MANOUSSAKAS 1959; GEANAKOPOLOS 1962; PODSKALSKY 1988).

In diesem Forschungsprojekt soll also systematisch untersucht werden, wie, von wem und wo auf Kreta und in Venedig im 14. und 15. Jahrhundert Wissen über das byzantinische Kaiserreich und die orthodoxe Christenheit in Südosteuropa, im ägäischen Raum, in Kleinasien und im Nahen Osten gesammelt, verarbeitet und für konkrete politische und kirchliche Zwecke genutzt wurde, z. B. zur Abwehr des türkischen Vordringens in der Ägäis und in Südosteuropa oder zur Wiederherstellung der Einheit zwischen der römisch-katholischen und der griechisch-orthodoxen Kirche. Wie wurde die venezianische Herrschaft über eine überwiegend griechisch-orthodoxe Bevölkerung in Gebieten, die zuvor zum byzantinischen Reich gehört hatten (Euboia/Negroponte, Kreta, Koron und Modon auf der Peloponnes, Ionische Inseln), zum einen von den venezianischen Chronisten, Geschichtsschreibern und Humanisten, zum anderen von den meist klerikalen Wortführern der unterworfenen Griechen dargestellt, bewertet und gegebenenfalls legitimiert? Wie hat dieses auf Kreta und in Venedig gesammelte Wissen die Vorstellungen, die das übrige Abendland von Byzanz und der orthodoxen Christenheit besaß, beeinflußt und geprägt? Zu diesem Zweck sollen vor allem zeitgenössische, z. T. noch unedierte venezianische Chroniken und Geschichtswerke, Schriften über die Planung und Durchführung von Kreuzzügen, humanistische Schriften und theologische Streitschriften von byzantinischen und römisch-katholischen Autoren, die auf Kreta und vereinzelt auch im übrigen venezianischen Herrschaftsgebiet lebten und wirkten, systematisch und umfassend analysiert und ausgewertet werden.

Anwendung der im Rahmen des HKFZ entwickelten Untersuchungskategorien

(Raummenge, Raumdimensionen, Raumdynamik und Raumfarbe) auf das Teilprojekt

Bedenkt man, daß Konstantinopel und Trapezunt Ausgangs- und Endpunkte für den Handel auf der sog. Seidenstraße waren, reichte die Perspektive im Einzelfall weit in die Ferne, u. U.

bis nach Zentralasien, z. B. wenn es um die Einfälle Timurs des Lahmen (1380/1386-1405) nach Kleinasien geht. Im allgemeinen spielten sich die Ereignisse und Vorgänge, mit denen sich die im Rahmen des Forschungsprojektes behandelten Personen als Autoren, Diplomaten, Kirchenmänner und/oder Politiker auseinandersetzten, in einem Gebiet ab, das im Norden bis zur Donau, im Osten bis zum Kaukasus und Taurus, im Süden bis nach Ägypten und im Westen bis zur Westküste Montenegros, Albaniens und Griechenlands einschließlich der Ionischen Inseln und der Peloponnes reichte, also geographisch einigermaßen klar abgegrenzt werden kann (4.1 Raum und Grenze).

Zwar haben die Autoren, deren historiographische und literarische Werke im Rahmen dieses Teilprojektes im Hinblick auf ihre Angaben über Byzanz und die orthodoxe Christenheit behandelt werden sollen, nicht im Rahmen einer institutionellen (4.2) Einheit gearbeitet, also etwa einer Hohen Schule oder Universität, aber die meisten waren als Bürger oder Untertanen der Republik Venedig (*commune Veneciarum*) Angehörige einer durch Territorium, 4 Institutionen sowie Staats- und Völkerrecht eindeutig definierten politischen Einheit. Manche von ihnen können darüberhinaus mit bestimmten Ämtern und Institutionen (4.2 Einheiten) dieser Republik in Verbindung gebracht werden. Niccolò Trevisan (1308-1369), dem eine unedierte Chronik zugeschrieben wird, übte das Amt des *procurators* von San Marco aus. Rafaino de Caresinis, der eine Fortsetzung der Chronik des Dogen Andrea Dandolo für die Jahre 1343-1388 verfaßte, diente der Serenissima als *segretario ducale*, erfolgreicher Diplomat – er sorgte dafür, daß Genua den 1363 gegen Venedig rebellierenden Kretern jede Unterstützung verweigerte - und schließlich seit Juli 1365 als Großkanzler. Andere venezianische Autoren waren Mitglieder des Großen Rates, des Rates der Zehn oder des Senats. Der Chronist Zorzi (Giorgio) Dolfin (1398-vor 1458) übte in den Jahren 1422-1455 zahlreiche Ämter in der Verwaltung Venedigs aus. Jacopo Zeno (1418-1481), Verfasser einer lateinischen *Vita*, in der er die Taten seines Großvaters, des berühmten Admirals Carolo Zeno (1334-1418) verherrlichte, amtierte zunächst in den Jahren 1447-1460 als Bischof von Feltre und Belluno, dann von 1460 bis zu seinem Tode im April 1481 als Bischof von Ferrara. Zu prüfen wäre, wie viele von den venezianischen Chronisten, Geschichtsschreibern und Humanisten miteinander verwandt und verschwägert waren bzw. zu jenem Kreis von zweihundert aristokratischen Familien gehörten, denen seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert die aktive Teilnahme am politischen Leben der Republik vorbehalten war (4.2 Netz).

Nun zu den Untersuchungskategorien Verhältnis von Nähe und Ferne, Innen und Außen sowie zur Bewegung im Raum und zur Verbindung von Räumen:

Viele griechische Autoren wie der kretische Dichter Leonardo Dellaporta (ca. 1350-ca. 1419/1420), der ungeachtet seines italienischen Familiennamens ein griechisch-orthodoxer Christ war, oder bekannte Humanisten wie Georgios Trapezuntios (1395-1472/1473) und Nikolaos Sekundinos (1402-1464) oder ein Angehöriger des höheren Klerus wie der bereits erwähnte kretische vice-protopappas und spätere Bischof Johannes/Joseph Plusiadenos (ca.1429-1500), standen im Dienst der Republik oder verbrachten zumindest einen wesentlichen Teil ihres Lebens in Venedig. Leonardo Dellaporta und Nikolaos Sekundinos dienten der Serenissima als Diplomaten bei Verhandlungen mit den türkischen Emiren Westkleinasiens oder mit Mehmed II. nach der Eroberung Konstantinopels, da das Griechische im 15. Jahrhundert bei Verhandlungen zwischen den Vertretern christlicher Mächte mit den türkischen Emiren Kleinasiens und den Osmanen als Verkehrssprache diente (LAMPROS 1908; MASTRODIMITRIS 1979). Georgios Trapezuntios erblickte (wahrscheinlich im Frühjahr 1395) auf Kreta das Licht der Welt, wirkte aber in den Jahren 1420-1437 als Hochschullehrer für Griechisch und Latein zunächst in Vicenza, dann in Venedig selbst, wo Pietro Barbo, der spätere Papst Paul II. (1464-1471), einer seiner Schüler war. Schon in Rom lebend, widmete Georgios Trapezuntios im Dezember 1451 dem berühmten venezianischen Humanisten und Senator Francesco Barbaro (1390-1454) und durch ihn der Republik Venedig seine Übersetzung der platonischen Gesetze (*Nomoi*) ins Lateinische (MONFASANI 1976 und 1984). Hier haben wir ein Beispiel dafür, wie griechische und venezianische Humanisten persönlich und intellektuell miteinander vernetzt waren. Der oben erwähnte Johannes/Joseph Plusiadenos lebte seit ca. 1472 wohl ständig in Venedig. Er bezahlte seine Treue zur Serenissima schließlich mit dem Leben. Am 9. August 1500 fand er als Bischof des wichtigen venezianischen Flotten- und Handelsstützpunktes Modon (Methone) an der Südküste der Peloponnes den Tod, als die Stadt von den Türken im Sturm genommen wurde (MANOUSSAKAS 1959, 49-51). Der berühmteste dieser mit Venedig und seinem Patriziat eng verbundenen Griechen war natürlich Kardinal Bessarion (1403-1472), der erstmals als Mitglied der byzantinischen Delegation, die 1438 zum Unionskonzil von Ferrara und Florenz reiste, nach Venedig kam. Am 20. Dezember 1461 wurde sein Name anlässlich eines Besuchs in Venedig in das Goldene Buch der Republik eingetragen, d. h. die Venezianer nahmen ihn in ihr Patriziat auf. Außerdem wurde er zum (Ehren)mitglied des Großen Rates ernannt. Als Venedig sich endlich 1463 zum Kreuzzug gegen die Türken durchgerungen hatte, kam Bessarion 1463/1464 als apostolischer Legat in

die Lagunenstadt und weihte am 28. Februar 1464 in San Marco die Kriegsfahne der Republik. Am 14. Mai 1468 schenkte er dem Heiligen Markus und der Republik Venedig seine Sammlung von Handschriften, darunter 482 griechische, die bis heute den fondo antico der seit 1537 von Jacopo Sansovino nicht zuletzt zur Aufbewahrung dieser Sammlung erbauten Biblioteca Marciana bildet (ZORZI 1994). In seinen Diensten, z. B. bei der Beschaffung von Handschriften, standen die beiden auf Kreta lebenden Humanisten Lauro Quirini (1420-ca. 1475/1479) und Michael Apostolios (ca. 1422- 1480) (GEANAKOPLIS 1962, 73-110; Lauro Quirini umanista 1976), deren Verhältnis zueinander nicht das beste war (4.2 Netz; 4.3 Innen-außen).

Ein wichtiger Aspekt ist sicher, daß einzelne der im Rahmen des Einzelprojektes zu behandelnden Autoren, wie bereits angedeutet, Ereignisse und Vorgänge nicht nur darstellten, sondern auf diese auch als Amts- und Entscheidungsträger oder Diplomaten direkt einwirken konnten (4.3 Innen und Außen).

Bei den venezianischen Autoren engten weder die gemeinsame Herkunft aus Venedig noch der gemeinsame kulturelle Hintergrund den Horizont ihrer historiographischen und literarischen Tätigkeit ein, der weit über das von der Republik Venedig in der Levante beherrschte Gebiet hinausreichte (TENENTI 1973), denn es wurden sowohl Institutionen (byzantinisches Kaisertum, orthodoxe Kirchen) als auch politische Gebilde (Byzanz und das Kaiserreich von Trapezunt, Lateinerherrschaften wie z. B. das Fürstentum Achaia oder das 1489 von Venedig annektierte Königreich Zypern, Balkanstaaten wie die Zarenreiche Bulgarien und Serbien, islamische Herrschaftsgebilde wie z. B. die türkischen Beylikler in Kleinasien oder die Reiche der Mamluken und Osmanen in die jeweiligen Darstellungen miteinbezogen, deren Territorien große Teile der Balkanhalbinsel, Kleasiens und des Nahen Ostes umfaßten und weit nach Asien hineinreichten (4.3 nah-fern).

Manche Autoren kannten das in ihren Werken behandelte Gebiet durch eigene Amts- oder Reisetätigkeit. Niccolò Trevisan und Lorenzo de Monachis (ca. 1351-1428) waren als *proveditore* bzw. *cancelliere* in der Provinzverwaltung Kretas tätig. Filippo Morandi (1407-1497) amtierte in den Jahren 1450-1463 als Kanzler und Chef der venezianischen Zivilverwaltung auf Korfu (PERTUSI 1974). Emmanuel Piloti (ca. 1371-nach 1441), ein venezianischer Kaufmann aus Kreta und Verfasser eines Traktates über eine mögliche Rückeroberung des Heiligen Landes, lebte 22 Jahre lang im mamlûkischen Ägypten (PAHLITZSCH 2005). Viele der oben erwähnten Autoren wie Rafaino de Caresinis, Leonardo della Porta, Nikolaos Sekundinos, Kardinal Bessarion und Johannes/Joseph Plusiadenos verbrachten als Diplomaten und Kirchenmänner viele Monate ihres Lebens auf

meist nicht ungefährlichen Reisen in Italien sowie im adriatischen und ägäisch-levantinischen Raum (Bewegung im Raum).

Fragt man abschließend nach der 4.5 Raum-„Farbe“, so lassen sich wohl die Adjektive axiologisch (Wert: vielen Autoren ging es um die Einheit der Kirche, was für Christen – alle Autoren waren Christen - sicher im Sinne des hohepriesterlichen Gebets Christi, vgl. Johannes 17, V. 20+21, ein Wert ist), gnoseologisch und deskriptiv (es sollten Informationen bereitgestellt und vermittelt werden; die gewonnene Erkenntnis sollte zu richtigem Handeln führen) sowie historisch und politisch auf den im Rahmen des Forschungsprojektes behandelten Wissensraum „Venedig und griechisch-orthodoxe Christenheit“ anwenden.

Bereits hingewiesen wurde auf die Bedeutung, die die venezianische Chronistik, Historiographie und Literatur für die Ausbildung der Vorstellungen besaß, die sich das übrige Abendland von den oben genannten Räumen (Levante, Naher und Ferner Osten) machen konnte. Venedig war im 13.-16. Jahrhundert sicher von zentraler Bedeutung für die geistige, kulturelle und wirtschaftliche Verbindung von Räumen miteinander, nämlich die des römisch-katholischen Abendlandes mit den von der griechischen Orthodoxie oder vom Islam kulturell, politisch und religiös geprägten Räumen (Venezia Centro di Mediazione 1977).

Nach 1453 besaß es durch seine große griechische Kolonie sowie als Druck- und Verlagsort für griechische Bücher und durch seine Staatsuniversität in Padua, die nicht nur von Studenten aus den von Griechen besiedelten Territorien unter venezianischer Herrschaft, sondern auch von Griechen aus dem osmanischen Herrschaftsgebiet besucht wurde, eine noch gesteigerte Bedeutung für den Humanismus und die Beziehungen zwischen dem frühneuzeitlichen Griechentum und dem Abendland (PODSKALSKY 1988; Greci a Venezia 2002).

Abschließend kann festgestellt werden, daß sich die oben genannten heuristischen Untersuchungskategorien sehr gut auf die im Rahmen des Einzelprojektes „Venedig als Raum des Wissens über Byzanz und die orthodoxe Christenheit (13.-16. Jahrhundert)“ behandelte Problematik anwenden lassen und sich bereits als hilfreich für die Strukturierung der Analyse und Interpretation des Quellenmaterials erwiesen haben.

Im Text abgekürzt zitierte Literatur:

BECK 1959

Hans-Georg BECK, Kirche und theologische Literatur im byzantinischen Reich (Handbuch der Altertumswissenschaft XII.2.1). München 1959.

DÖLGER 1960

Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Reiches von 565-1453. Bearbeitet von Franz DÖLGER, 4. Teil: Regesten von 1282-1341. München und Berlin 1960.

GEANAKOPILOS 1962

Deno John GEANAKOPILOS, *Greek Scholars in Venice. Studies in the Dissemination of Greek Learning from Byzantium to Western Europe*. Cambridge/Mass. 1962.

Greci a Venezia 2002

Instituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti, *I Greci a Venezia. Atti del Convegno Internazionale di Studio*. Venezia, 5-7 novembre 1998. A cura di Maria Francesca TIEPOLO ed Eurigio TONETTI. Venedig 2002.

INALCIK 1978

Halil INALCIK, *The Question of the Closing of the Black Sea under the Ottomans*, in: *Black Sea Symposium (Birmingham, 18-20th March 1978)*=*Archeion Pontu* 35 (Athen 1978) 74-110.

LAMPROS 1908

Spyridon LAMPROS, *He Hellenike hos episemos glossa ton sultanon*, in: *Neos Hellenomnemon* 5 (1908) 40-78.

Lauro Quirini umanista 1976

Lauro Quirini umanista. *Studi e testi* a cura di Konrad KRAUTTER, Paul Oskar KRISTELLER et alii. A cura di V. Branca. Florenz 1976.

LILIE 2004

Ralph-Johannes LILIE, *Byzanz und die Kreuzzüge*. Stuttgart 2004.

MANOUSSAKAS 1959

Manoles MANOUSSAKAS, *Recherches sur la vie de Jean Plousiadénos (Joseph de Méthone) (1429?-1500)*, in: *Revue des études byzantines* 17 (1959) 28-51.

MASTRODIMITRIS 1970

P. D. MASTRODIMITRIS, *Nikolaos ho Sekundinos (1402-1464)*. *Bios kai ergon*. Athen 1970.

MONFASANI 1976

John MONFASANI, *George of Trebizond. A Biography and a Study of his Rhetoric and Logic* 1976.

MONFASANI 1984

Collectanea Trapezuntiana: Texts, Documents, and Bibliographies of George of Trebizond, edited by John MONFASANI. Binghampton/N.Y. 1984.

NECKER 1999

Karl-Hartmann NECKER, *Dandolo, Venedigs kühnster Doge*. Wien, Köln und Weimar 1999.

NICOL 1988

Donald M. NICOL, *Byzantium and Venice. A study in diplomatic and cultural relations*. Cambridge u. a. O. 1988.

PAHLITZSCH 2005

Johannes PAHLITZSCH, *Mediators between East and West: Christians under Mamluk Rule*, in: *Mamluk Studies Review* 9.2 (2005) 31-47.

PERTUSI 1974

Agostino PERTUSI, *La lettera di Filippo da Rimini, cancelliere di Corfù, a Francesco Barbaro e i primi documenti occidentali sulla caduta di Costantinopoli (1453)*, in: *Mnemosynon Sophia Antoniade*. Venedig 1974, 120-157.

PERTUSI 1976/I

La caduta di Costantinopoli, I: Le testimonianze dei contemporanei. Testi a cura di Agostino PERTUSI. Mailand 1976.

PERTUSI 1976/II

La caduta di Costantinopoli, II: L'eco nel mondo. Testi a cura di Agostino PERTUSI. Mailand 1976.

PERTUSI 1983

- Agostino PERTUSI, Testi inediti e poco noti sulla caduta di Costantinopoli. Edizione postuma a cura di Antonio CARILE (Il Mondo Medievale 4). Bologna 1983.
- PODSKALSKY 1988
Gerhard PODSKALSKY, Griechische Theologie in der Zeit der Türkenherrschaft (1453-1821). Die Orthodoxie im Spannungsfeld der nachreformatorischen Konfessionen des Westens. München 1988.
- PRINZING 2000
Günter PRINZING, Trapezuntia in Krakau. Über die Kleinchronik und andere Texte im Cod. Berolin. graec. qu. 5, in: Polypleuros Nus. Miscellanea für Peter Schreiner zu seinem 60. Geburtstag. Hrsg. von Cordula SCHOLZ und Georgios MAKRIS (Byzantinisches Archiv 19). Leipzig 2000, 290-310.
- SARNATARO 1996
Maria Maddalena SARNATARO, La rivolta di Candia del 1363-65 nelle fonti veneziane, in: Studi Veneziani n.s. 31 (1996) 127-153.
- TENENTI 1973
Alberto TENENTI, The Sense of Space and Time in the Venetian World of the Fifteenth and Sixteenth Centuries, in: Renaissance Venice, ed. by J. R. Hale. London 1973, 17-46.
- THIRIET 1954
Freddy THIRIET, Les chroniques vénitienes de la Marcienne et leur importance pour l'histoire de la Romanie gréco-vénitienne, in: Mélanges de l'Ecole française de Rome 66 (1954) 241-292=ders., Études sur la Romanie gréco-vénitienne (Xe-XVe siècles). London 1977, Nr. III.
- TODT 2005
Klaus-Peter TODT, „Der Tod des Doppeladlers“. Die Belagerung Konstantinopels im Jahre 1453 und der Untergang des byzantinischen Reiches, in: Thetis. Mannheimer Beiträge zur Klassischen Archäologie und Geschichte Griechenlands und Zyperns 11-12 (2005) 125-136.
- Venezia Centro di Mediazione
Venezia Centro di Mediazione tra Oriente e Occidente (Secoli XV-XVI. Aspetti e Problemi. A cura di Hans-Georg BECK, Manoussos MANOUSSACAS, Agostino PERTUSI, I.II. Florenz 1977.
- Venezia e Creta 1998
Venezia e Creta. Atti del convegno internazionale di Studi Iraklion-Chania, 30 settembre-5 ottobre 1997. Hrsg. Gherardo ORTALLI. Venedig 1998.
- ZORZI 1994
Marino ZORZI, Bessarione e Venezia, in: Bessarione e l'Umanesimo. Catalogo della mostra. A cura di Gianfranco FIACCADORI con la collaborazione di Andrea CUNA, Andrea GATTI, Saverio RICCI. Neapel 1994, 197-228.
-

„Räume des Wissbaren in der Philosophie der Antike“
Räume des Wissens und des Wissbaren bei Platon und Aristoteles

VON MATTHIAS VOLLET UND JOCHEN ALTHOFF, MAINZ

In dieser kurzen Skizze geht es um eine Beschreibung konkurrierender philosophischer Systeme der Welterschließung in der Antike, des platonischen und des aristotelischen. Diese Beschreibung wird aus der Perspektive „Räume und Grenzen des Wissens“ vorgenommen und stützt sich auf die bisherige Arbeit der „Theoriegruppe“ des Historisch-Kulturwissenschaftlichen Forschungszentrums Mainz-Trier.

Zur Verdeutlichung unseres Vorhabens soll im ersten Schritt Platons Höhlengleichnis dienen (*Politeia* VII 514a – 519b). In ihm verdeutlicht Platon seine Auffassung vom Bau der Welt und der Erkenntnis derselben (insbesondere des Erkenntnis- und Bildungsganges). Es liefert somit eine brauchbare Vorlage für die folgende Kurzdarstellung des platonorientierten Projektteils.

Das Höhlengleichnis bildet mit dem Sonnen- und Liniengleichnis (*Politeia* VI, 506b – 511e) eine Einheit, in der bildhaft die Verfassung der Wirklichkeit und die Rolle des Menschen als diese Erkennender dargelegt werden. Im Höhlengleichnis geht es auf dem Hintergrund einer bestimmten Wirklichkeitsstruktur um die Erkenntnissituationen des Menschen: zum einen des alltäglichen in seiner Verhaftetheit, sodann des eine Umwendung erleidenden, in der Erkenntnis aufsteigenden, der sich aus der Verhaftetheit löst und der Erkenntnis des Wahren zustrebt. Dadurch wird in diesem Gleichnis ein Bildungsgang beschrieben, der den Aufstieg zum Wahren gleichermaßen beinhaltet wie den anschließenden Wiederabstieg zur Belehrung der Untengebliebenen.

Nur kurz sei die Situation geschildert: In der Höhle sitzen Menschen an allen Gliedern so gefesselt, dass sie ausschließlich auf eine vor ihnen liegende Wand schauen und nicht einmal den Kopf wenden können (weder zu den anderen Gefesselten neben ihnen noch gar zu den Dingen hinter ihnen). Weit hinter ihnen brennt ein großes Feuer; zwischen ihnen und dem Feuer befindet sich eine halbhohe Mauer, hinter der Menschen (über die man nichts weiter erfährt) Figuren hin und her tragen, die über die Mauer hinausragen und einen Schatten an die weiter vorne liegende Wand werfen. Diese Schatten und die Gespräche der diese Gegenstände Tragenden sind (neben den Worten der anderen Gefesselten) das einzige, was die Gefesselten wahrnehmen; sie halten dies deswegen für die Wirklichkeit. Nun wird einer aus dieser Schar von jemandem (dessen Identität unklar bleibt) von seinen Fesseln befreit und zum Aufstehen

und sich Umwenden gebracht. Da ihm das Aufstehen und Umwenden Schmerzen bereitet, tut er es nur widerwillig; er muss dazu gezwungen werden. Er sieht nun die Gegenstände selbst, deren Schatten er zuvor sah, und das Feuer und ist zunächst geblendet. Er beginnt dann, auch unter Zwang, mit dem Aufstieg durch die Höhle, kommt danach zum Höhlenausgang, ist draußen zunächst geblendet. Diese Blendung wird schrittweise überwunden: Er kann zunächst nur Schatten sehen, dann Spiegelbilder der Dinge im Wasser. Er gewöhnt sich dann an die Helligkeit und kann die Dinge dort selbst sehen. Sodann erblickt er das am Himmel Befindliche, allerdings zunächst nur in der Nacht: Mond und Sterne. Schließlich erblickt er die Sonne zunächst in der Spiegelung eines Sees, und endlich kann er unmittelbar die Sonne selbst sehen, das Sinnbild der Idee des Guten. Die Idee des Guten ist der Ursprung von allem, was ist - das Sein im sichtbaren Raum (*en tô horômenô topô*, 516b) und das dortige. Nachdem er dies alles gesehen hat, wendet er sich wieder der Höhle zu, steigt in sie hinab, um den unten Gefesselten ihre Lage und die Wahrheit vor Augen zu führen; allein, so Platon, die in der Höhle Verbliebenen werden ihn verlachen, und schließlich schwebt er sogar in Lebensgefahr.

Hier wird eine vertikale Gliederung der Wirklichkeit deutlich, für die das jenseits des Seins befindliche Gute die Quelle des Seins ist (s.a. Sonnengleichnis!), und natürlich eine vertikale Gliederung des Erkennens, die eine Wahrheits- und somit auch Wertehierarchie beinhaltet. Zu jeder der Ebenen des Seins und Wissens gehört eine spezifische Erkenntnisweise (Liniengleichnis!), die aber überschritten werden muss, will man zur höchsten, letztgültigen Wahrheit gelangen. Die Wahrheit lässt sich nur auf eine Weise wirklich fassen (Dialektik), d.h. es gibt nur die eine wahre Wissenschaft, zu der alle weiteren Bemühungen die Funktion hinführender Stufen haben. In den Begriffen des Liniengleichnisses erläutert: unten stehen die Bereiche der Wahrscheinlichkeit (*eikasía*) und des Glauben (*pistis*) – beide zusammengefasst als Bereich der *doxa*, die sich als sinnlich-wahrnehmungsbasiert auf den Bereich des Werdens (*genesis*) bezieht – darüber stehen Verständnis (*dianoia*, mathematische „Wissenschaften“: Arithmetik, Geometrie, Stereometrie, Astronomie, Harmonie) und Vernunft Einsicht (*nous* bzw. *noêsis*, die wahre, weil dialektische Wissenschaft: *dialektikê epistêmê*). Diese beiden bilden den Bereich der *noêsis* und beziehen sich auf das unbewegte Sein (*ousia*).

Da die unteren Bereiche sich dem Veränderlichen zuwenden, können sie keine wirkliche Erkenntnis bringen; zu deren Erlangung ist zunächst eine Umwendung (*periagôgê* 515c, 518d) nötig, eine Abwendung von sinnlich Erkennbaren hin zum Übersinnlichen. Dieser ersten räumlichen Verhältnisänderung folgt die andere, bekanntere, die des Aufstiegs (*anabasis* 515e, 517b). Dabei ist zu beachten, dass die sinnliche Welt keinen eigenwertigen

Ausgangspunkt bildet, sondern von vorneherein zu verlassen ist. Die vertikalen Grenzen zwischen den Wissensbereichen müssen überwunden werden, auch die Stufe der „bislang sogenannten Wissenschaften“ (511c) der Stufe der *dianoia* sind ungenügend, weil sie sich nicht dem Anfang, sondern dem Ende zuwenden (d.h. nicht der Idee des Guten, sondern der sichtbaren Welt, auch indem sie sinnliche Bilder verwenden: 510b ff.) – ihre innere Bewegungsrichtung des Erkenntnisprozesses ist noch nicht die richtige. Dieser Axiologie gibt die Metaphorik der Umwendung und des Aufsteigens Ausdruck.

Es lassen sich so die bisher im HKFZ entwickelten und hier zugrunde gelegten heuristischen Kategorien, wie es bereits angeklungen ist, in folgender Weise wiederfinden bzw. anwenden:

Die Grenzen zwischen den Stufen von Wirklichkeit und Wissen korrespondieren, sind insofern ontologischer bzw. physikalischer und anthropologischer Natur; sie können überwunden werden, und sie müssen auch überwunden werden, will man die Wahrheit selbst erreichen; dabei ist festzustellen, dass die Binnengrenzen innerhalb der einzelnen Stufen (d.h. die auf jeder Stufe festzustellenden Wissensgegenstände) weniger werden, bis zum Schluss die Idee des Guten alleine (und in sich grenzenlos) ist. Der Raum des Wissbaren ist also durch die Herrschaft des Guten insgesamt einer, allerdings in sich heterogen gegliedert. Die inneren Glieder, die ja in gewisser Weise Teile eines Ganzen sind, wenn auch nicht auf homogene Weise, überschneiden sich nicht, können aber durchschritten werden. Wegen der Hierarchie ist eine Netzstruktur nicht festzustellen. An Raumdimensionen ist oben-unten die wichtigste, in der Situation der Umkehr ist vorne-hinten wichtig; dann natürlich innen-außen. Nah-fern ist für die Nähe/Entfernung von der Wahrheit einsetzbar (*Politeia* X: Stufen des Schaffens, des Erkennens und der Wahrheitsnähe), kontinuierlich-diskontinuierlich ist für das innere Verhältnis der Raumstufen einsetzbar, insbesondere aber auch für den Vergleich Platon-Aristoteles. Recht-links spielt bei Platon keine Rolle.

Als vorherrschende Raumfarben sind ontologisch (Idee des Guten als Ursache), gnoseologisch (erkennender Aufstieg) und axiologisch zu nennen (Wahrheit/Höheres ist mehr wert). Über die Dynamik des Geschehens ist bereits Hinreichendes gesagt.

Hervorzuheben ist ferner der Zug ins Arkane, der ja bei Platon geläufig ist: Es ist ein Einzelner, der (von einem Einzelnen befreit) aufsteigt und die höchste Erkenntnis erlangt, als Einzelner (Philosophenkönig? 473b) steigt er herab und kommt gegenüber der Menge in Erklärungsnot (und Lebensgefahr 473b f.).

Eine ganz andere Konzeption von Wissenschaft entwickelt der bedeutendste Schüler Platons, Aristoteles aus Stageira (384-322 v. Chr.).

In *Metaphysik* E 1 unterteilt er alles Denken (*dianoia*) in drei Bereiche: praktisches (also aufs Handeln bezogenes), herstellendes und „theoretisches“ (=betrachtendes) Denken. Das praktische Denken betrifft den Bereich der Ethik und Politik, zum herstellenden Denken äußert sich Aristoteles nur selten ausführlich (etwa in der *Poetik* zur Herstellung einer wirkungsvollen Dichtung). Sein Hauptaugenmerk gilt dem theoretischen Denken (oder den theoretischen Philosophien, wie es 1026 a 18f. heißt), das er in drei weitere Bereiche untergliedert: in die Mathematik, die Physik und die Theologik.

Die Differenzierung dieser Bereiche erfolgt anhand der Objekte, mit denen sich die einzelnen Disziplinen befassen: Die Physik (*physikê philosophia*) befasst sich mit solchen Dingen, die sich selbst bewegen können. Dazu gehören in erster Linie Tiere (Ortsbewegung) und Pflanzen (Wachstumsbewegung), aber auch die vier Elemente (Erde, Wasser, Luft und Feuer) und die aus ihnen zusammengesetzten anorganischen Dinge (Steine, Metalle etc.), schließlich auch die Himmelskörper. Die Theologik (*theologikê philosophia*) befasst sich mit dem Göttlichen¹, aber auch mit dem Sein, insofern es ist (*peri tou ontos hê on* 1026 a 31). Später hat man diese Theologik auch als „Metaphysik“ bezeichnet; Aristoteles selbst nennt sie häufig „erste Philosophie“ (z.B. 1026 a 30) und will damit den Wert dieser Disziplin herausstellen.

Aber auch über die unterschiedlichen Methoden der solchermaßen gegliederten Disziplinen äußert sich Aristoteles. Grundsätzlich konstatiert er zunächst (ebenfalls am Beginn von *Metaphysik* E 1, 1025 b 3ff.), dass es allen mit Überlegung verbundenen Wissenschaften um die Erkenntnis von Ursachen und Anfängen geht, und zwar in unterschiedlicher Genauigkeit (*peri aitiâs kai archas estin ê akribesteras ê haplusteras*, 1025 b 6-7).

1025 b 7 – 16 folgt dann eine wichtige Passage, die ich hier in der Übersetzung von Thomas A. Szlezák zitiere:²

„Aber alle diese Wissenschaften umschreiben für sich ein bestimmtes Seiendes und eine bestimmte Gattung und handeln von dieser, nicht dagegen vom Seienden schlichtweg und insofern es Seiendes ist, und sie geben auch keinerlei Erörterung des ‚Was ist es‘, sondern <schließen> von diesem aus, wobei es die einen mittels der Wahrnehmung klarmachen, während die anderen das ‚Was ist es‘ als Voraussetzung annehmen; und so beweisen sie die wesentlichen Bestimmungen der Gattung, mit der sie sich befassen, in mehr oder weniger zwingender Weise. Darum ist es auch offenkundig, daß es auf Grund eines solchen Heranführens (*epagōgê*) keinen Beweis der Substanz (*ousia*), d. h. des ‚Was ist es‘ gibt, sondern eine andere Art des Klarmachens <erforderlich ist>.“

¹ Speziell ist damit der unbewegte erste Beweger gemeint, der besonders in *Metaphysik* A und *Physik* B. 7 und 8 als entscheidender kosmischer Motor beschrieben wird.

² Aristoteles, *Metaphysik*, übersetzt und eingeleitet von Th. A. Szlezák, Berlin 2003, 103.

Die einzelnen Wissenschaftsdisziplinen haben es demnach mit bestimmten real existierenden Gegenständen zu tun, wobei sie sich jeweils eine Gruppe, eine Gattung (*genos*), als Objekte der Untersuchung abgrenzen („umschreiben“, *perigraphesthai*, heißt es wörtlich). Mit dem Seienden an sich befassen sie sich nicht, denn das ist, wie gesagt, der Erkenntnisbereich der „ersten Philosophie“; es geht also hier um alle anderen theoretischen Wissenschaften. Die Objekte der Untersuchung sind dabei in einer bestimmten Weise definiert (sie besitzen ein *ti estin*), aber diese Definitionen selbst sind nicht Gegenstand der jeweiligen Wissenschaft. Vielmehr sind die einen Objekte durch die Wahrnehmung evident (alle Objekte der Naturwissenschaften), andere Objekte werden mit ihrer Definition vorausgesetzt (dabei denkt Aristoteles wohl vor allem an die Mathematik). Aufgabe der Wissenschaften ist also nicht die Definition ihrer Objekte, sondern die Beschreibung ihrer wesentlichen Eigenschaften (*ta kath' hauta hyparchonta tô genei*, 1025 b 12).

Die erklärende Beschreibung (*apodeiknyusin*, b 13) dieser wesentlichen Eigenschaften erfolgt mit je nach Disziplin unterschiedlicher logischer Stringenz (*anankaioteron ê malakôteron*, 1025 b 13). In vielen Bereichen der Mathematik etwa herrscht eine absolute logische Stringenz, warum aber z.B. manche Tierarten mehr und andere weniger Zähne besitzen, das kann nur ungefähr angegeben werden. Diese unterschiedliche Genauigkeit wissenschaftlicher Aussagen in unterschiedlichen Disziplinen hat ihren Grund in den jeweiligen Erkenntnisobjekten, die mit unterschiedlicher Klarheit erkannt werden können. Sie ist also sachlich begründet und kann nicht durch einen irgendwie gearteten Aufstieg auf ein höheres Erkenntnisniveau überwunden werden.

Bis hierher haben wir also eine ganz andere Gliederung der Wissenschaften als bei Platon. Grundsätzlich gibt es die drei großen Bereiche praktische Wissenschaften, poetische (herstellende) Wissenschaften und theoretische Wissenschaften. Die theoretischen Wissenschaften werden weiter untergliedert in mathematische Wissenschaften, Naturwissenschaften und theologische Wissenschaft. Das klingt zwar wie eine hierarchische Gliederung und kann entsprechend veranschaulicht werden, aber es geht hier ausschließlich darum, den Begriff der Wissenschaft logisch aufzuteilen. Keinesfalls ist es so, dass oberhalb der ersten Dreiteilung eine Art Superwissenschaft existierte, die allen darunter befindlichen Wissenschaften den Rang ablaufen könnte. Es gibt nämlich Wissen aus unterschiedlichsten Bereichen, und alle diese Bereiche haben und behalten ihre eigenständige Berechtigung. Es gibt auch keine rein theoretische Superwissenschaft, die man erlernen könnte und die dann die Beschäftigung mit Mathematik, Natur oder Gott überflüssig machte. All diese Wissensdisziplinen haben nur einen gemeinsamen Aspekt, eben die zweckfreie Erforschung

ihrer jeweiligen Objekte, ohne dass eine Handlung oder ein Produkt in den Blick genommen würde. Andererseits gibt es auch Wissensdisziplinen, die sich mit Handlungen oder mit Produkten beschäftigen und die nicht durch rein theoretische Reflexionen überflüssig gemacht werden können.

Generell kann man sagen, dass für Aristoteles *keine* der beschriebenen und logisch gegliederten Wissensdisziplinen eine jeweils andere überflüssig machen kann. Er geht also von einer Gleichberechtigung der verschiedenen Wissensdisziplinen aus, von einer horizontalen Gliederung auf gleicher Ebene.

Bei dieser horizontalen Gliederung bleibt es selbst dann, wenn am Ende von *Metaphysik* E 1 (wie auch an anderen Stellen) ein axiologischer Aspekt hinzukommt, den Aristoteles gern als die „Ehrwürdigkeit“ (*timiotês*) einer Disziplin bezeichnet und der stark von Platon inspiriert ist.³ In axiologischer Perspektive ergibt sich eine vertikale Gliederung der Wissenschaften gemäß ihrem Wert: Ganz oben steht die erste Philosophie = Theologie, es folgen die weiteren theoretischen Disziplinen Mathematik und Naturwissenschaften (wie diese sich zueinander verhalten, bleibt unklar), am Ende stehen mit relativ geringster Ehrwürdigkeit in unklarer Reihenfolge die praktischen und die poetischen Wissenschaften.

Neben der Ehrwürdigkeit der behandelten Objekte ist die Allgemeinheit der Aussagen ein Kriterium des Wertes einer Wissenschaftsdisziplin. Aber auch diese Betrachtungsweise beschreibt nur einen relativen Rang der Disziplinen: Niemals wird eine weniger wertvolle Disziplin durch eine wertvollere überflüssig gemacht, und die Beschäftigung mit allen Disziplinen ist gleich sinnvoll.⁴

Wenn man abschließend fragt, welche heuristischen Untersuchungskategorien hier betroffen sind, so ergibt sich zunächst ein sehr umfassender Begriff des Wissensraumes. Noch radikaler als Platon lässt Aristoteles keinen Bereich des Wissens unberücksichtigt. Insbesondere die herstellenden Wissenschaften am unteren Ende der Skala werden umfassend einbezogen.⁵ Die Grobgliederung ist stark auf den Menschen als handelndes, herstellendes und erkennendes Subjekt zugeschnitten; Ansätze zur Erkenntnis gibt es aber bereits in der Tierwelt.⁶ Reste

³ Aristoteles formuliert 1026 a 21: „[...] die ehrwürdigste Wissenschaft muss sich mit dem ehrwürdigsten Genos beschäftigen. Die theoretischen Wissenschaften sind den anderen Wissenschaften (also den praktischen und poetischen) vorzuziehen (*hairetôtêrai*), die theologische Wissenschaft aber den anderen theoretischen Wissenschaften (also der Mathematik und den Naturwissenschaften).“

⁴ Besonders interessant ist Aristoteles' „Protreptik zur Zoologie“ (Peck) in *De partibus animalium* I 5, 644 b 23ff., wo er betont, dass die Beschäftigung mit allen Zweigen der theoretischen Wissenschaften irgendeine Freude bereithält. Man dürfe daher weder das mehr noch das weniger Ehrwürdige nach Kräften auslassen und sich auch vor den geringsten Tieren nicht ekeln. In allen natürlichen Dingen liege nämlich etwas Wunderbares und Schönes.

⁵ Man vgl. etwa das häufige Beispiel des Hausbaus (der Architektur), mittels dessen die zentrale Vier-Ursachen-Lehre entwickelt wird, oder die auch schon bei Platon häufigen *technê*-Analogien.

⁶ Vgl. *Metaphysik* A 1, 980 a 27 – b 27.

einer axiologischen Gliederung anhand von „oben=wertvoll“ und „unten=weniger wertvoll“ sind gegeben, es überwiegt aber eine Gleichberechtigung auf *einer* Ebene (horizontale Gliederung). Schwierig ist die Frage zu beantworten, wie die einzelnen Disziplinen aufgeteilt werden. Hier spielt die Wahrnehmung eine große Rolle (die verschiedene Objekte als ähnliche erkennen und zusammenfassen kann), aber auch die Wissenschaftshistorie (Astronomie, Mathematik und Medizin sind die frühesten ausgebildeten Einzelwissenschaften). Eine ontologische Differenzierung ist eher schwach ausgeprägt, weil alle beobachteten Objekte dem Bereich des Seins zugehören. Der Grad der Allgemeinheit von wissenschaftlichen Aussagen weist auf eine gnoseologische Gliederung. Aristoteles hat im Detail noch sehr viel mehr zur Methode und damit Dynamik der Einzelwissenschaften zu sagen, was in unserer Arbeitsgruppe noch intensiver erforscht werden soll.